

DER MARIENBOTE

Januar 1959



Heute hat sich der König des Himmels gewürdigt,
für uns geboren zu werden aus der Jungfrau,
um den verlorenen Menschen zum himmlischen Reich zurückzurufen.
Es freut sich der Engel Heer,
Denn erschienen ist dem Menschengeschlecht das ewige Heil.
Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden den Menschen guten Willens.
Es freut sich der Engel Heer,
Denn erschienen ist dem Menschengeschlecht das ewige Heil.
Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geist!
Heute ist uns der wahre Friede vom Himmel gestiegen.
Heute sind die Himmel honigfliessend geworden über alle Welt.
Heute ist uns der Tag der neuen Erlösung, der alten Vergeltung,
des ewigen Glückes aufgeleuchtet.

(Aus dem kirchlichen Stundengebet)

Und heute segne, Herr, alle unsere Leser und Freunde.

Der Marienbote

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

27. Jahrgang | Januar 1959, Battleford, Sask. | No. 4



Friede den Menschen auf Erden

In einer Welt, die den Frieden als höchstes, irdisches Gut erkannt hat und fast Tag für Tag erfahren muß, wie gebrechlich dieser Friede ist, erscheint Weihnachten geradezu als eine Oase in der allgemeinen Friedlosigkeit, auf der man sich einigermaßen sicher fühlt. Allerdings nur vorübergehend. Denn es ist eine Zeitoase, die jährlich wiederkehrt und durch die man hindurchgeht. Es ist die Schuld der Menschen, daß dieser Friede nicht von Dauer ist. Derjenige, der diese Friedensinsel hineingestellt hat in den stürmischen Ozean der Weltzeit, der in diesen Tagen einst als Friedensfürst erschienen ist, hat es anders gemeint. Seine Absicht war ein allgemeiner Frieden der Menschen und Völker, ein Frieden ohne Ende. Er hat die Bedingungen eines weltumspannenden Friedens kund getan, und hat ihn verbürgt für den Fall, aber nur für den Fall, daß man die Voraussetzung annimmt und so die Grundlagen schafft.

Jedes Kind in einem noch einigermaßen christlichen Land kennt dieses Friedensprogramm, das einst die Weihnachtsengel in die dunkle Nacht hinausgesungen haben: Gott die Ehre geben und den Menschen mit gutem Willen begegnen. Diese Botschaft haben damals nur die frommen Hirten auf den Feldern von Bethlehem vernommen, aber sie ist längst in alle Welt hinausgetragen worden, und wenn sie alle verwirklichen würden, denen sie zu Gehör gekommen ist, könnte der Weltfrieden nicht mehr ernstlich gefährdet sein. Doch die Menschen rufen zwar sehnsuchtsvoll nach dem Frieden, aber sie kennen nicht den Weg des Friedens, wollen ihn nicht kennen. Die Selbstsucht, der Urquell alles Unfriedens, verweigert Gott, was ihm gebührt, und dem Menschen, worauf er Anspruch hat: die Liebe.

Es gibt keinen anderen Weg zum Frieden, weder für den einzelnen noch für die Menschheit als solcher, zu jenem Frieden, den der Herr uns hinterlassen hat bei seinem Weggang von dieser Welt. Er ist hinterlegt in seinem Reich, das ein Reich des Friedens und der Freude ist. Wir sind Bürger dieses Reiches, Kinder Gottes, sollen Träger dieses Gottesfriedens sein. Der Herr hat die Friedensstifter selig gepriesen. Der Friede wird in dem Maße Raum gewinnen in der Welt, als die Kinder Gottes ihren Herzensfrieden ausstrahlen auf ihre Umgebung und so zu Friedenstiftern, Friedensträgern werden in die Herzen ihrer Mitmenschen.

Voraussetzung freilich ist und bleibt, daß der Friede mit Gott und mit der Welt reift im Herzen des Einzelnen. Hier muß es Weihnachten werden und bleiben. In diesem Sinne ist der Friedenswunsch des hl. Apostel Paulus zu verstehen: "Der Friede Christi herrsche freudig in Euren Herzen!"



Alle Jahre wieder



Frisch singen die Kinder vor dem hellerleuchteten Weihnachtsbaum, unter dem das liebe Kripplein steht: "Alle Jahre wieder, kommt des Christuskind, auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind."

Wir Großen können da nicht mehr so freudig mitsingen. Wir sind bereits jahrzehnteweit ins Leben hineingewandert, und es hat uns das Leben in die Schule genommen. Wir haben gelernt und lernen immer noch, unser persönliches Dasein und den Lauf der Geschichte unserer Tage nach ganz anderen Maßen und Regeln zu leiten, als die Krippe es lehrt und die Kinder es singen.

Lange schon hat die Welt alles umgedacht und alles anders gemacht, was uns vom Himmel her in Bethlehem geboren, und vom heiligen Erlösermund verkündigt wurde. Es ist nun die Erde gläubig geworden nach anderem Glauben, und hoffend und liebend nach eigener Hoffnung und Liebe. Auch den vier sittlichen Tugenden des Christentums hat man neue Richtung gegeben. Die Tugend der Klugheit greift nicht mehr hinauf bis zum Allewigen, um vor Ihm zu überlegen, zu entscheiden und standhaft auszuführen, was recht ist nach Seinem Gesetz. Die Gerechtigkeit kennt nur noch den Geschäftsgrundsatz des Dollars für Dollar. Von Dingen wie Gottesverehrung, Buße und Gehorsam hat sie sich schon lange losgesagt. Die Tugend der Starkmut will nichts mehr wis sen von der Geduld, von der Großherzigkeit und Ausdauer im Wachsen den überirdischen Werten zu, damit auch alles stimme zwischen Mensch und Gott und zwischen Mensch und seinem Mitmenschen. Und die Tugend der Zucht mit ihren Töchtern Keuschheit, Demut und Sanftmut ist derWelt geradezu verhaßt geworden.

So sieht sie aus, die Welt, die uns in ihre Schule genommen hat. Viel Falsches haben wir von ihr gelernt. Was man zu Weihnachten singt vom "Gott die Ehre geben und allen Menschen mit gutem Willen begegnen" haben wir zwar immer mitgesungen, nachher aber nicht immer gehalten. Erlöser nennen wir das Gotteskind in der Krippe. Erlösung suchen wir jedoch nicht bei Ihm. Und mit Recht. Denn das, wovon wir erlöst werden wollen, hat nichts mit Ihm gemeinsam. Im Gegenteil: Es zieht fort von Bethlehem mit seinen Geheimnissen der Menschwerdung Gottes und der Durchgöttlichung der Menschen, denn es ist Sünde. Es ist Sünde, weil es Erlösung sucht von den acht Seligkeiten der Bergpredigt. Von den acht Seligkeiten, die in der Krippe Wirklichkeit geworden, von uns aber als acht der größten Unseligkeiten gemieden werden, ja sogar verlacht und verspottet.

Als es letztes Jahr Weihnacht wurde, beschrieb uns jemand die Krippe, die wir uns in unserem modernen Jarhundert bauen sollten: "Stellt neben die Krippe die Irrlehrer und Kirchenspalter. Richtet ganz im Vordergrund ein Konzentrationslager auf mit seinen lebendigen Skeletten und seinen Gaskammern. Unter den Friedensengel stellt einen russischen T-34-Panzer. Stellt unter den leuchtenden Weihnachtsstern den Kreml mit dem roten Stern und die modernen Repräsentanten der Gottlosenbewegung so wie die großen Fronten, die sie errichten, um wie Herodes dem Kind und Seinem Werk den Untergang zu bereiten. . . Vervollständigt das Krippenbild, indem ihr noch hinzufügt dem heimatlosen Gotteskind die Millionen Flüchtlinge und Heimatlosen; zu den Ausgestoßenen von Bethlehem die Millionen von Armen und Entrechteten, die Millionen Arbeitssklaven der modernen Diktatur; zu den Soldaten des Herodes die Milli-

onen Kindermörder unserer Zeit. Stellt auch neben die Menschen von Bethlehem die zahllos Vielen, deren einziger "Heiland" das Geschäft, der Gewinn und die Dividende ist."

Grausig wäre so ein Krippenbild. Und doch ist hier das Bild der Welt, wie wir sie uns geschaffen, in der wir nun wieder Weihnacht feiern werden. Weihnacht, das Kommen des Erlösers in unsere Erdentäler.

"Er war in der Welt, und die Welt ist Sein Werk. Aber die Welt hat Ihn nicht erkannt", lesen wir im Evangelium der dritten Weihnachtsmesse aus dem Evangelium Johanni. Und die Nacht des Heiles wird uns zur Erkenntnis unseres Unheils. Gibt es denn ein größeres Unheil als den erlösenden Gott zu verkennen? Aus diesem Unheil schreit es heute hinauf zum hohen Himmel um Erlösung. Millionen rufen aus ihrer Not des Hungerns, der Verknechtung und Entrechtung. Sie rufen um Rache und Strafe, und sie flehen um Einen, der da ändern könnte die Härte und die Blindheit der Menschen. Die Härte und die Blindheit der Herrschenden, und auch die Härte und Blindheit jener, die heute die Freiheit haben, zu essen, zu kaufen, zu ruhen und zu feiern wie sie wollen. Und es auch genau so tun. Ohne Sorge zu tragen um ihren gepeitschten Bruder.

"Er war in der Welt." Er kam, und Er wurde zum Abgewiesenen und zum Gekreuzigten.

Und nun wird es wieder Heilige Nacht. Alle Glocken läuten, alle Orgeln brausen, alle Chöre singen und tausend Lichter strahlen dem menschgewordenen Gott. Nicht alles, was da singt und klingt in heiliger Weihnacht, ist reine Äußerlichkeit. "Dein ist der Himmel und Dein ist die Erde. Den Erdkreis und seine Fülle hast Du gegründet. Gerechtigkeit und Gericht sind die Grundpfeiler Deines Thrones" (Ps. 88:12,15). So glauben und so beten viele noch mit der Kirche während der dritten Weihnachtsmesse. Sie glauben es und sie machen Ernst mit den Worten: "Dein ist die Erde." Die Erde des Menschengewissens und der Menschennatur, die der Fromme in sich umbaut durch die Gnadenmacht des Erlöserkindes.

Ein Kind war uns geboren, ein Gott im Fleische, der heranwuchs zum Mann, und dann geworden war zum Knecht der Leiden bis zum Tod. Er wurde erhöht über alles hinaus, denn Er ist Gott. Und Er wird wiederkommen als Richter. Denn "Gerechtigkeit und Gericht sind die Grundpfeiler Seines Thrones." Der Richterstab der Verurteilung wird sein das Kreuz. Wer sich dem Kreuze unterwirft, wer das Böse in sich kreuzigt und sich umbaut, umackert, umändert zum Christ des Glaubens, des Hoffens und der anbetenden und dienenden Liebe, gehört jetzt schon zu den Seinen. Wer Ihm Unterwerfung verweigert, ist jetzt schon gerichtet.

Wird die Zeit einmal kommen, daß die Menschen so wirklich alle Gier, allen Haß allen Stolz und alle Tyrannei ungezügelter Leidenschaften ablegen werden, um den Weg einzuschlagen, der in Bethlehem begonnen? Auf diese Frage wissen wir keine Antwort. Wir wissen nur, daß der Erlösergott einstens die Menschen voneinander trennen wird — für alle Ewigkeit. Die Guten werden bei Ihm bleiben, die anderen werden von Ihm gehen müssen. Das wird sein zur Stunde der vollen Erlösung zum Himmel und der Verwerfung jener, die heute verwerfen.

"Alle Jahre wieder" und alle Tage wieder komme Du zu uns, o Herr, und rette und erlöse uns von uns selbst. Und segne jene, die da leiden, mit dem Segen Deiner Erlösung. –

– Der Schriftleiter



Der Weg nach Bethlehem

von Goswin Peter Gath

Der Abend sank; und es begann zu dunkeln; doch noch war kein Stern am Himmel zu sehen. Die winterlichen kahlen Bäume standen wie erstarrt; und der vom letzten Regen noch feuchte Boden roch herb nach Moder und faulem Laub.

Da kam ein sehr abgemagertes Hündchen, das wohl herrenlos war und seit langem nichts Ordentliches mehr gefressen hatte, mit der kleinen schwarzen Schnauze am Boden schnüffelnd herangelaufen und hob jetzt erschreckt den Kopf, weil es ein verdächtiges Geräusch vernommen hatte. Gleich darauf sah es vom jenseitigen Waldrande her etwas über die fahle Wiese herankommen. Dabei zitterte das Hündchen vor Kälte. Nichtsdestoweniger paßte es scharf auf. Was aber kam da auf sonderbar hohen und würdevoll schreitenden Tieren geritten? Es waren Menschen auf Kamelen. Und andere Menschen folgten zu Fuß sowie auf einem knarrend heranschwankenden Planwagen. Doch wo wollten die alle hin? Das Hündchen setzte sich abwartend, bewegte etwas unruhig die Augen wie die Ohren und guckte.

So sah es die Menschen immer näher kommen; und hierbei bemerkte es, daß sie in fremdländische Gewänder aus hellen Stoffen gekleidet waren, mit breiten roten oder gelben Schärpen um den Leib und mit großmächtigen Turbanen auf den Köpfen. Drei davon, die besonders reich gekleidet waren und gar noch goldene Kronen mit hohen Spitzen auf ihren seidenen Turbanen trugen, ritten auf edlen Kamelen mit kostbaren Schabracken voraus; und das mochten wohl Könige sein. Jetzt hielten sie in der Nähe des Hündchens an und betrachteten aufmerksam den Himmel. Einer von ihnen, der einen dünnsträhnigen weißen Bart besaß, sagte: "Wir müssen noch eine Weile warten, bis es dunkler geworden ist; dann werden wir den Stern wohl wieder sehen und uns nach ihm richten können." Das begriff das Hündchen nicht, das sich ebenfalls den schimmernden Himmel angeschaut hatte. Und nun sagte ein anderer von den drei Königen, der so dunkelhäutig wie ein Mohr war, mit fast unverständlich klingenden Kehllauten: "Wir werden nicht mehr weit zu reiten haben; denn in der letzten Woche senkte sich der große Stern von Nacht zu Nacht immer tiefer auf die Erde hinab." Darauf sprach der Dritte: "Wohl wahr! Und wie sehr er dabei an Herrlichkeit zunahm, wie strahlend und funkelnd sein Schweif hinter ihm drein zog! Mir sagt es mein Herz, daß wir vielleicht noch diese Nacht das Glück und Heil der Welt zu sehen bekommen."

Von all diesen Reden verstand der kleine Hund so gut wie nichts. Auch dachte er jetzt an etwas ganz anderes. Es fiel ihm nämlich ein, was er wenige Stunden zuvor in einem nahegelegenen Dorfe erlebt hatte. Da waren ein alter Mann und eine noch sehr junge und wunderschöne, aber schrecklich müde Frau — fast noch ein Mädchen — von Haus zu Haus gegangen und hatten die Bauern um Unterkunft gebeten. Aber von allen waren sie mürrisch, wenn nicht hart abgewiesen worden. So kamen sie schließlich bis ans Ende des Dorfes, wo noch eine kleine Fachwerkhütte nebst einem kleineren Stalle und einer altersmorschen Scheune stand. Daraus kam ein greiser Bauer hervor, hörte sich die Bitte des fremden alten Mannes um Obdach an und sagte nach einigem Überlegen in seiner Mundart: "Ich habe keinen Platz mehr im Hause; denn da ist alles gestopft voll von Kindern und Kindeskindern. Doch mein Stall ist sauber und warm. Wenn ihr darin schlafen wollt, habe ich nichts dagegen. Holt euch aus der Scheune so viel Stroh, wie ihr braucht!" Als der Alte so sprach,

war das Hündchen zutraulich an die junge Frau herangetreten und hatte sie, freundlich mit dem Schwanze wedelnd, beschnüffelt. Da beugte sie sich lächelnd zu ihm nieder, fuhr liebkosend mit der zarten Hand über seinen Kopf und sagte dazu: "Bist ein guter Hund! Aber wie mager du armer Kerl bist! Hast du gleichfalls kein Zuhause und noch dazu niemanden, der für dich sorgt?" In diesem Augenblick trat ihr Begleiter an sie heran und sprach: "Wir können heute wohl nicht mehr weiter bis zum nächsten Ort und wollen auch hier nicht mehr länger nach Unterkunft suchen. Ich werde dir aus Heu und Stroh ein gutes Lager in dem Stalle machen. Wir bekommen auch etwas zu essen und einen Krug warme Milch für dich. Also habe keine Sorge und folge mir!" Da streichelte die junge Frau das Hündchen noch einmal und sagte: "Willst du nicht mit uns in den Stall kommen?", ehe sie am Arm des Alten dorthin ging. Der kleine Hund hätte sie auch gern begleitet und schickte sich schon dazu an. Doch da kam der Besitzer des Hauses heran und jagte ihn mit einigen groben Worten fort.

Weshalb aber mußte das Hündchen gerade jetzt daran denken, als es die drei auf den Kamelen sitzenden Könige beobachtete? Das wußte es selber nicht. Es kam ihm eben gerade wieder in den Sinn. "Manche Menschen sind herzensgut", so sagte es sich; "doch vor vielen muß man sich sehr in acht nehmen. Ehe man sich versieht, haben sie einen bösen Knüppel in der Hand.

Immerhin war der kleine Hund ganz ausgehungert; und darum wagte er sich jetzt — trotz all seiner üblen Erfahrung auf eine Brotrinde — schwanzwedelnd zu den Begleitern der drei Könige hin, die verfroren um den Wagen herum standen und irgend etwas aus der Hand aßen. Einer von ihnen bemerkte den Hund und warf ihm großmütig einen Brocken Brot zu, den das Tier heißhungrig sogleich aufschnappte, um dann geschwind ein Stück weit damit fortzulaufen und ihn an einem sicheren Orte zu fressen. Kaum war er damit fertig, und gerade wollte er wieder zu den Männern beim Wagen hin, in der Erwartung, daß auch sonst noch etwas für ihn abfallen könnte, da hörte er plötzlich einen der drei Könige erfreut rufen und sah, wie dieser zum Himmel emporzeigte. Verdutzt den Kopf hebend, erblickte das Hündchen in schwindelnder Höhe einen gewaltigen Stern, der, mächtig strahlend und mit einem riesigen Schweife wie aus Millionen anderer Sterne, langsam herangezogen kam und alles ringsum fast taghell erleuchtete. Und dieser Wunderstern senkte sich jetzt in dieselbe Richtung, aus welcher der Hund gekommen war, nämlich auf jenes Dorf zu, wo die junge Frau mit dem alten Manne in den



Weihnachstgebet

Großer Gott der Liebe und Erbarmung,
der am Kreuz in liebender Umarmung,
was verloren, an sein Herz gezogen —
wärst du uns erst heute so gewogen,
kämst du, Lamm, erst jetzt bei uns zu hürden,
dir die Schuld der Menschen aufzubürden,
stündest du erst noch vor unsern Toren,
Kindlein, wenn du heute erst geboren:

Wieder würden Herbergstüren schlagen,
dünne Lippen harte Worte sagen.
Wieder würde sich das Schlechte sieben,
deine Mutter in die Nacht getrieben.
Mancher Hund läg weich am warmen Herde,
aber Gottes Sohn auf kalter Erde.

Wieder krault Herodes seinen Bart und lauert:
"He, ein neuer Thron wird aufgemauert?"
Wieder stampfte er wie wild den Boden:
"Lauft, das junge Bäumchen auszuroden!"

Wieder müßte deine Mutter fliehen,
mit dir, Kindlein, nach Ägypten ziehen.
Und Sankt Joseph müßt' den Esel stupfen,
dieser eilig seine Disteln rupfen,
daß ihr weit von jener wilden Horde,
die Herodes schickt zum Kindermorde.

Aber wieder müßten alle Götzen platzen,
ob sie Teufels- oder Engelsfratzen,
kämst du, Kindein, nur vorüber —
ja, du Kleines bist der Hölle über!
Und Herodes müßte langsam sterben,
weil ihn lebend Würmer schon umwerben.

Und du könntest endlich wiederkehren,
würdest wachsen und uns lehren.

Kindlein würdest du uns nennen,
unser Herz mit Lieb' berennen,
unser Herz voll Feuer werfen,
unsern Blick fürs Gute schärfen,
bis du in Jerusalem
holst dein blutig Diadem —
ja, erlösen würdest du uns alle!

Franz Johannes Weinrich

Stall gegangen war. Dicht darüber verhielt er dann, so herrlich funkelnd, daß der Hund sich bestürzt hinsetzte und vor lauter Staunen und tiefem Erschaudern erst leise zu winseln und endlich zu bellen begann. Die Könige dagegen sprachen nun überglücklich miteinander und durcheinander. 'Wir sind am Ziele", riefen sie. "Dort drunten in dem Wiesengrunde stehen Hütten, da befindet sich ein Dorf; und dort mag unsere lange Reise ein Ende haben!" Schon setzten sich die Kamele wieder in Bewegung, wobei sie die Köpfe aufwarfen und mißtönend schrien. Auch der Planwagen folgte. Einer der Männer darauf warf dem Hunde noch einen Knochen zu, an dem ein tüchtiger Fetzen Fleisch hing. Überrascht aufkläffend, haschte das Tierchen danach und fuhr dann eilig mit dem Knochen ab, um ihn unter einem wild verstruppten Brombeerbusch sorgfältig abzunagen und dann mit seinen scharfen Zähnen aufzuknacken.

Damit hatte der kleine Hund lange zu tun; und die Nacht brach darüber vollends herein. Genüßlich kauend, schleckend und schlingend, schaute das Hündchen bisweilen zu dem wunderbaren Stern auf, ohne ihn jedoch länger zu betrachten; denn schon dache es wieder an seinen Knochen, den es viel wunderbarer fand als den großartigsten Stern und nach allen Regeln der Kunst zerkleinerte. Hierbei ließ es sich auch nicht stören, als jetzt unweit von ihm etliche Hirten, mit Lämmern auf den Schultern, vorüberschritten und freudig aufgeregt davon redeten, wie herrlich es doch gewesen sei, als da mit einemmal ein wahrhaftiger Engel zwischen ihnen auf der Weide gestanden und ihnen eine frohe Botschaft verkündet hatte. Was aber sagte er da? —: "Ihr werdet ein Kindlein finden, in Windeln gehüllt, und in einer Krippe liegend . . ." Und das sollte gerade in ihrem eigenen Dorfe sein, dort nahebei, wo jener erschreckend schöne Stern, ganz unbegreiflich zu schauen, über der Fachwerkhütte des ärmsten Bauern stand! Erregt lachend und miteinander redend, zogen so die Hirten dahin, indes der Hund unter seinem dornigen Brombeerbusch immer noch emsig mit dem Knochen beschäftigt war — manchmal hustend, wenn ihm ein Splitter in der Kehle steckengeblieben war, und dann wieder, aufwinselnd vor Freude, weiter beißend und nagend, bis es da nichts mehr zu kauen gab.

Kaum aber war das Hündchen damit fertig, als es eilig aus seinem Versteck hervorhuschte, mehrmals an jener Stelle schnüffelnd herumkreiste, wo der Wagen gestanden hatte, und dann geschwind dessen Spur folgte. Wo wollte es hin? Selbstverständlich dorthin, wo es vielleicht noch andere wunderbare Knochen zu erhaschen gab, zum Dorf hin, dem Wagen nach! Und wie schon am Anfang dieser Geschichte, lief es jetzt wieder mit der kleinen schwarzen Schnauze am Boden der Spur nach, einen ausgefahrenen und sehr schlammigen Landweg entlang, der sich zwischen schwärzlichem Gesträuch und unter hohen, kahlen Eichen ins Tal hinabwand, drunten hin, wo die Hütten wie schlafende Tiere im Licht des gewaltigen Sternes lagen. Pfotenflink beeilte sich das Hündchen gar sehr, dorthin zu gelangen. Hierbei dachte es immer nur an Knochen und Knochen. . . Und jetzt hörte es einen Bach dahinplätschern und überquerte ihn schon auf einer alten Pfahlbrücke. Drauf ging es wieder ein kleines Stück bergan. Das Dorf näherte sich. Bereits war das kleine Fachwerkgehöft zu sehen, in dessen Stall die junge Frau und der alte Mann sich aufhielten. Und wahrhaftig, dicht dabei standen die Kamele der Könige angepflockt. Auch der Wagen war dort. Glückselig aufbellend, sauste das Hündchen darauf zu, erreichte den Wagen und umkreiste ihn laut klaffend.

Wo aber steckten die Männer? Etwa in jenem Stalle, dessen Pforte ein wenig offen stand und daraus ein gedämpftes Geräusch wie von frommem Beten und Singen zu vernehmen war?

Das Hündchen drückte sich durch den engen Türschlitz und fand drinnen alles gedrängt voll von Menschen, zwischen deren Beinen es sich winselnd durchwand, um nach jenem guten Manne zu suchen, der ihm den prächtigen Knochen geschenkt hatte. Doch "Still!" sagte da einer der Hirten und wollte, sich niederbeugend, das Hündchen packen, um es aus dem Stall zu tragen. Das Tier wich erschreckt beiseite, geriet einem anderen Hirten zwischen die Füße, der beinahe umpurzelte, und befand sich dann unversehens bei der jungen Frau, die da in einem zauberisch schimmernden Lichte auf einer dicken Schütte Stroh saß und — ungemein liebreizend zu schauen — ein neugeborenes Kind in den Armen hielt. Und alle, die sich im Stall befanden, schauten wie mit verwunschenen und zutiefst beseligten Augen auf dieses Kind. Vor Wiedersehensfreude wimmernd, schmiegte sich der kleine Hund an die junge Frau und stieß sie mit seiner feuchten Schnauze mehrmals leise an, um sie auf sich hinzulenken. Und wieder blickte sie lächelnd — aber diesmal war es ein ganz anderes Lächeln, nämlich das einer jungen Mutter — auf ihn nieder, strich ihm hierbei mit der Hand sanft über den Kopf und flüsterte etwas dabei. Da vergaß das Hündchen ganz, weshalb es gekommen war, rollte sich zufrieden im Stroh zusammen, legte die kleine Schnauze auf die Pfoten und blinzelte immer wieder einmal zu Maria und ihrem Kinde hinauf.

Habt ihr nie davon gehört, daß es seitdem stets bei der Heiligen Familie geblieben ist, als das lustige Hündchen Unserer Lieben Frau? Da sprang es ihr auf der langen Flucht nach Ägypten munter voran und lag noch jede Nacht neben dem dürftigen Bettchen des schlummernden Christkindchens und bewachte dessen Schlaf. Und wenn dann Maria plötzlich neben ihm stand, glückselig auf ihr Kindlein niederschaute und schließlich auch auf seinen getreuen Wächter, wenn sie dann leise zu ihm sagte: "Bist ein guter Hund" —, ja dann bekam er sich vor lauter Winseln und Schweifwedeln gar nicht mehr ein, sprang an den Knien Mariens empor und begann vor Eifer leise zu bellen —, bis er sah, daß die junge Mutter Gottes mit vergnügt lachenden Augen den Finger an den Mund legte, aufs Jesukind hinwies und ihn dann sacht wieder ins Stroh drückte.

Erbe des Weltalls

von L. M. Thurmair

Die Angst des modernen Menschen nimmt kosmische Ausmaße an, sagte Kardinal Montini beim Laienkongreß in Rom; und je mehr er diese Angst zu verbergen sucht, desto lauter schreit sie. Ist es da nicht verständlich, wenn auch der Christ unruhig wird? Wie soll uns die Verkündigung der Kirche heute noch erreichen?

Es ist das Erstaunliche an den Worten der Kirche, daß sie Wahrheit über Zeit und Raum hinweg sind. Die Kirche gibt uns in ihrer Weihnachtsliturgie eine Antwort auf die Fragen der Zeit.

"Heute stieg das große Licht herab auf die Erde." Uns bewegt seit Monaten genau das Gegenteil. Wir liegen auf dem Bauch vor Bewunderung, Schrecken und Stolz, weil wir Kugeln in den Himmel geschossen haben, die sogar sichtbar wurden wie das Licht eines Sternes, eines sehr kleinen natürlich.

Und was sagt die Kirche?

"Heute stieg das große Licht herab auf die Erde."

Es handelt sich also nicht um einen winzigen Satelliten, ein Kometchen, ein Sternlein. Es ist die Rede von dem großen Licht, das aus den unendlichen Räumen des Weltalls herniederstieg auf unsere Erde.

Es hat Zeiten gegeben, in denen die Menschen nichts wußten von den Sonnensystemen und den Weltenräumen. Die Erde erschien ihnen groß und als Mittelpunkt des Weltalls. Heute wissen wir, daß sie nur ein verschwindendes Pünktchen ist, ein kleiner Stern unter Millionen ähnlicher Sterne.

Und genau auf diese unsere Erde stieg das große Licht herab. Es hat sie nicht nur zufällig gestreift in seinem glühenden Kreisen. Welch ein Geheimnis der Auserwählung! Was muß Gott diese Erde wert gewesen sein, und wie muß Er den Menschen geliebt haben, daß er ihretwegen den Ring seines dreifaltigen Daseins sprengte und den Sohn auf die Erde entließ! Welch ein Trost, dies heute zu wissen!

Und wie muß Er den Menschen geliebt haben! Die Kirche schenkt uns auch darüber ein wunderbares Wort in der zweiten Weihnachtsmesse:

"Es verjünge uns immer wieder, Herr, in diesem Sakramente das neugeborene Leben dessen, der in seiner einzigartigen Geburt die Altersschwäche der Menschheit vertrieben hat."

Welch ein Zusammentreffen! Die Diskussionen um Frischzellentherapien und Verjüngerungskuren reißen nicht ab in unseren Tagen. Ärzte und Chemiker verheißen uns in hundert Jahren Errungenschaften, die ans Wunderbare grenzen. Die Lebensdauer kann fast unbeschränkt hinausgeschoben, Organe ausgewechselt, Geschlecht und Zahl der Nachkommen bestimmt werden und weiß Gott was alles. Und nun stellen Sie das Gebet der Kirche daneben! Geht sie nicht das gleiche Problem an, das durch die Jahrtausende in den Menschen bohrt und schwelt, dem die Künste der Ärzte, der Alchimisten, der Zauberer und Wundersüchtigen nachforschen und nachfiebern: das Problem der ewigen Jugend?

Aber wie souverän löst sie es! Mit der weisen Gebärde der Mutter tut sie das Tor ihrer Schätze auf. Die Geburt des Herrn bringt die Erneuerung des Menschengeschlechtes. Denn von dieser Stunde an wurde der Kampf aufgenommen gegen Sünde und Tod, und damit gegen die Vergreisung, die Hinfälligkeit, die Gebrechlichkeit menschlichen Wesens. Und das Sakrament ist der Lebensquell, in dem uns diese Verjüngung zuteil wird: denn die geheimnisvolle Vereinigung mit dem Leib des Herrn tauscht (wenn wir es nur zulassen!) Zelle um Zelle in uns aus, erneuert, verjüngt und vergöttlicht uns, bis wir am Ende sprechen können: Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir.

Und endlich noch ein Wort aus der dritten Messe des Weihnachtstages:

"Zuletzt, in diesen Tagen, hat Gott zu uns gesprochen durch den Sohn, den er eingesetzt hat zum Erben des Weltalls."

Am Ende aller Prophetien steht der Sohn, das Wort des Vaters. Und wenn die Menschen unerschüttert geblieben sind durch die Rufe der Seher und Prediger, durch die Sprache der Kriege und Katastrophen, der Sohn wird das letzte Wort des Vaters an uns bleiben und an Ihm wird sich alles entscheiden müssen. Denn Gott hat ihn eingesetzt zum Erben des Weltalls. Er wird die Schöpfung halten, wenn die Kräfte des Weltalls erschüttert werden. Er wird die Schöpfung heimholen mit seinem Wort, das nicht vergehen wird in Ewigkeit. Und es wird ein neuer Himmel und eine neue Erde sein, und Gott wird alles in allem sein.

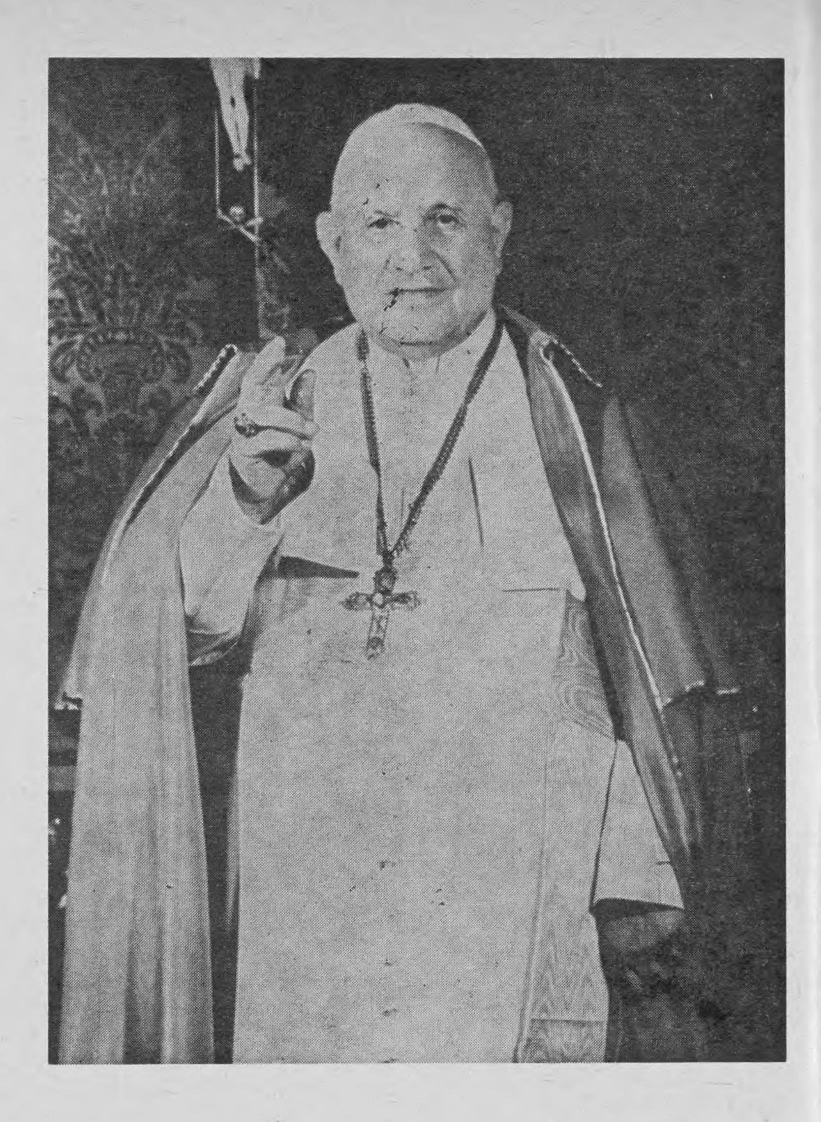
Ist das nicht eine Zukunftsvision, unvergleichlich herrlicher und tröstlicher als alle utopischen Romane, alle Weltraumträume und Untergangspsychosen? Sie ist mit ein Teil Weihnachtsbotschaft der Kirche. Scheint sie Ihnen noch immer eintönig und unzeitgemäß? Mir scheint sie in diesem Jahr der technischen und medizinischen Sensationen so stark und tröstlich. Die Kirche hat nicht nur in früheren Jahrhunderten gesprochen, sie spricht auch hier und heute. –

Himmlische Mutter

Gottes zärtlichster Gedanke,
Silberhauch, geträumter Klang,
ward in dir zur Blütenranke,
ward in deinem Schoß Gesang.

Ferne Harfenklänge schwingen
nieder, ach so weihnachtsstill . . .
Leise geht im Schnee ein Singen.
daß dein Kindlein kommen will.

Papst Johannes XXIII.



"Ich neige mein Haupt und beuge meinen Rücken vor dem Kelch der Bitternis und unter der Last des Kreuzes" antwortete Kardinal Angelo Guiseppe Roncalli, als Kardinaldekan Tisseran ihn fragte, ob er die Wahl zum Oberhaupt der Kirche als 262. Nachfolger Petri annehme.

"Ich werde mich Johannes nennen", erklärte der neue Papst. "Der Name ist Uns wert, weil er der Name Unseres Vaters ist. Er ist Uns lieb, weil er der Name der einfachen Pfarre ist, in der Wir die heilige Taufe erhielten. Es ist der feierliche Name zahlloser Kathedralen, die über die ganze Welt verstreut liegen, und vor allem der Name der altehrwürdigen Basilika des Laterans, Unserer eigenen Kirche.

"Gehorsam und Friede" steht i mWappenspruch des neuen Oberhauptes der Kirche geschrieben. Die Zusammenstellung des Gehorsams mit dem Frieden wird der Welt schon bald wohl als etwas Unerhörtes und Ärgerliches klingen. Während Papst Pius XII. den Begriff "Frieden" immer mit der Liebe verband, die Himmel und Erde und die Menschen untereinander verbindet und so Frieden gebiert, hebt Papst Johannes XXIII. die sittliche Tugend der Gerechtigkeit hervor. Gehorsam ist nämlich eine Tochtertugend der Gerechtigkeit. Eine Tugend, die versteht, daß der Mensch verpflichtet ist, Seinem Herrn und Schöpfer zu gehorchen. Wo Einzelmensch, wo die Völker, wo die ganze menschliche Gesellschaft dem Herrn diesen Gehorsam leistet, da wird der Friede kommen. Ein Friede, den die Welt einfach nicht geben kann, obwohl sie schon seit Jahrhunderten versucht, uns den Frieden nach rein irdischen Plänen zu bauen.

Das Wort "Liebe", so oft im Munde des kürzlich verstorbenen Papstes Pius XII., hat viele garnicht gestört. Es klang "religiös", darum ließ man den Papst ruhig darüber sprechen. Gehorsam aus Gerechtigkeit klingt schon realer, irdischer. Johannes XXIII. wird diesen Gehorsam fordern, von Einzelmenschen, von Staatenlenkern, von den Völkern und von den verschiedenen Weltanschauungen. Und die Menschen werden sich daran stören. Und der Kelch der Bitternis, von dem Johannes XXIII. am Tage seiner Papstwahl sprach, wird bis zum Rande gefüllt werden. Dem Papst und vielen seiner Getreuen.

Papst Johannes XXIII. war am 25. November 1881 in der kleinen Gemeinde der Lombardei Sotto il Monte geboren. Sein Vater, Johannes Roncalli, ein einfacher Landarbeiter, ließ sein Söhnchen auf die Namen Angelo Guiseppe taufen. Da der heranwachsende intelligente Knabe Priester werden wollte, schickte Vater Johannes seinen Sohn in die Provinzhauptstadt Bergamo. Dort, im Knabenseminar, sollte er mit seinen Studien beginnen.

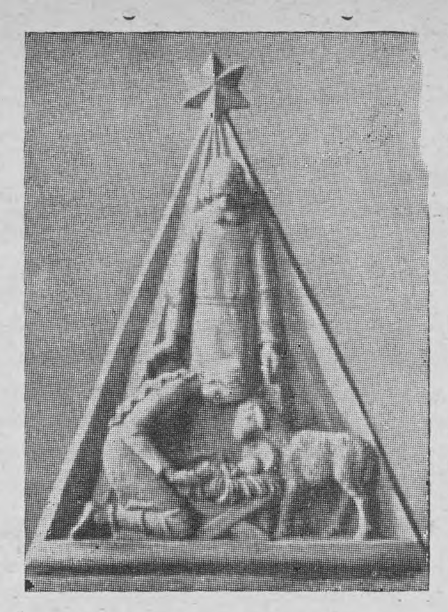
Nach Beendigung seiner Vorstudien im kleinen Seminar wurde der Theologe Angelo Guiseppe Roncalli auf die Universität nach Rom geschickt. Im Jahre 1904 erhielt er dort die hl. Priesterweihe. Ein Jahr darauf kam der junge Geistliche als Doktor der Theologie wieder in sein Heimatsbistum zurück. Sein Bischof stellte ihn als Sekretär der bischöflchen Kanzlei an und beauftragte ihn, neben der Büroarbeit im Seminar Kirchengeschichte, Apologetik und Patrologie zu lehren.

Im Jahre 1921 war Angelo Gui-

seppe Roncalli wieder in Rom. Papst Benedikt XV. erhob ihn zum Mitglied der kirchlichen Kongregation der Glaubensverbreitung und übertrug ihm die schwere Aufgabe, die durch den ersten Weltkrieg schwer gestörte Missionsarbeit der Kirche neu zu organisieren. Der Erfolg dieser Arbeit machte den Heiligen Stuhl auf den talentierten inzwischen zum Monsignor ernannten Angelo Guiseppe Roncalli aufmerksam. Pius XI. sandte ihn im Jahre 1925 als Apostolischen Visitator nach Sofia in Bulgarien. Mit dieser Ernennung begann Angelo Guiseppe Roncalli seine kirchendiplomatische Laufbahn, die ihn im Jahre 1944, als er zum Nuntius von Paris ernannt wurde, mitten ins Getriebe der Weltpolitik hineinstellte. Seit 1952 wirkte er auch als beständiger Beobachter des Heiligen Stuhles bei der UNESCO.

Am 12. Januar 1953 berief Papst Pius XII. den langjährigen Pariser Nuntius als Kardinal ins Heilige Kollegium. Ein paar Wochen später kam ihm die Ernennung zum Erzbischof und Patriarchen von Venedig. Dort, in den Räumen, die einst vom heiligen Papst Pius X. als Erzbischof von Venedig bewohnt waren, lebte und regierte er seine Erzdiözese bis zum Tage seiner Papstwahl. Befragt, was er denn von der so berühmten Malachias-Weissagung halte, die den Nachfolger Pius XII. "Hirte und Seefahrer" nennt, antwortete er in seiner bekannten humorvollen Weise: "In der Lagunenstadt Venedig, wo ich Erzbischof war, habe ich für meine Besuche immer das Motorboot benützen müssen. Vielleicht hat mich die Weissagung als "Motorboot-Seemann" oder als "Motorboot-Fahrer" bezeichnen wollen."

Die große französische Tageszeitung "La Croix" hat unter anderem darauf hingewiesen, daß Johannes XXIII. wohl der erste Papst sei, der mit dem modernsten Verkehrsmittel der Welt, mit einem Düsenflugzeug, gefahren sei. Bekanntlich reiste im vergangenen März der damalige Kardinal Roncalli mit einem Düsen-Verkehrsflugzeug von Rom nach Lourdes, um die neue unterirdische Kirche zu weihen, die den Namen des hl. Pius X. trägt.



Wir beten an die heilige Menschwerdung unseres Herrn Jesus Christus

"Vater der deutschen Kriegsgefangenen" wird Johannes XXIII. vielerorts genannt. Im Herbst 1945 besuchte der damalige Nuntius in Frankreich, Msgr. Roncalli, die deutschen Kriegsgefangenen des Lagers in Le Coundray, Frankreich. Der hohe Besucher, der unsere Sprache nicht beherrscht, sprach zu den Kriegsgefangenen auf Latein. Seine Ansprache, lebendig, humorvoll und ernst tröstend, wurde eifrigst von Lateinkennern übersetzt. In einer Fabrikhalle aus Beton, die notdürftig zur Kapelle eingerichtet war, feierte er das heilige Meßopfer, und kurz nach seinem Besuch trafen auch alle Gaben ein, die er den Kriegsgefangenen versprochen hatte: Lebensmittel, Kleider und Bücher.

Zwei Jahre später kam Msgr. Roncalli wieder ins Lager, diesmal als Bischof, um mit den deutschen Kriegsgefangenen die hl. Karwoche zu feiern. Bei der Osterfeier erteilte er zwei deutschen Kriegsgefangenen die hl. Priesterweihe.

Msgr. Roncalli hat es nicht beim Besuch und bei Worten für die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich belassen. Die Bundesregierung verlieh ihm im Mai 1957 für sein Wirken für die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich die höchste Auszeichnung des neuen Deutschlands.

Die große Marienliebe Papst Pius XII. wird in Johannes XXIII. weiter leben. In seiner Festpredigt bei der Weihe der St. Pius-Basilika in Lourdes, im März 1958, verkündigte er den Pilgern:

"Immer ist es sie, immer ist es

Unter dem Zepter des Erbarmens

Wo das Erbarmen den Menschen ergreift, wird der Mensch frei zur wahren Menschlichkeit mitten in der gefährlichen Wüste dieses Lebens.

Wo das Erbarmen den Menschen ergreift, leuchtet wieder etwas auf von dem ursprünglichen Wesen des Menschen, von dem ursprünglichen Bilde Gottes in ihm, das in Jesus Christus wieder neu ans Licht getreten ist.

Unter dem Zepter des Erbarmens kehren die Beziehungen der Menschen untereinander wenigstens zeichenhaft zurück in ihre ursprüngliche Menschlichkeit, in ihre ursprüngliche gottgewollte Ordnung.

Peter Brunner

Maria, die uns in Erfüllung ihres mütterlichen Auftrages ihren Sohn Jesus zeigt. Immer ist sie es, die sich anbietet und hinhorcht und alle erleuchtet, tröstet, heilt und ermutigt, Zuflucht zu ihr zu nehmen. Als ich in der letzten Fastenzeit meine Venizianer auf Ostern vorbereitete, legte ich besonderen Wert darauf, sie auf jenes bedeutsame Wort, auf jenes zweite Testament Jesu hinzuweisen, das uns wohl den innersten Kern der Marienlehre erschließt: Jesus hängt am Kreuze. Zu seinen Füßen steht Maria, die Mutter, und Johannes. Jesus blickt auf Johannes hin und sagt zu Maria: "Siehe, deinen Sohn." Dann wendet er den leidvollen Blick und sagt zu Johannes: "Siehe, deine Mutter." Das sind Worte, die man nicht oft genug überdenken kann. In diese Worte ist auch das Geheimnis von Lourdes eingeschlossen, seine Vergangenheit und seine Zukunft. Es ist recht, zu erkennen, daß in der letzten Zeit die Heiligtümer Mariens in der ganzen Welt zu Mittelpunkten der Verehrung der hl. Eucharistie geworden sind. Es ist, als ob die Mutter da oder dort erschienen sei, um ihre Getreuen zur Anbetung und zur Liebe ihres gebenedeiten Sohnes hinzuführen. Die tägliche eucharistische Prozession in Lourdes ist nichts anderes, als eine Wiederholung des Umherwandelns des lebenden Heilandes mitten unter den Menschenscharen, um sie zu belehren, um sie mit seinen Wundern und seinen Gnaden zu beglücken. Der Besuch des eucharistischen Heilandes an dieser Stätte — bei der eucharistischen Prozession in Lourdes — ist wie eine Erneuerung des Glaubens und der anbetenden Liebe zu Christus, dem wahren Mittelpunkt aller katholischen Liturgie und allen christlichen Lebens."

Das ist die Sprache einfachster Frömmigkeit im Munde eines hochgebildeten modernen Menschen, der heute Papst ist. Wirklichkeitsnah sind diese Worte, ganz wie Papst Johannes XXIII. auch die Sprache der hohen Politik klipp und klar zu führen weiß.

Wie er sein "Haupt zu neigen" und seinen "Rücken zu beugen" bereit ist vor dem Willen des Allerhöchsten und dem Kreuz des Christentums in einer unchristlichen Welt, so beugen auch wir uns vor seinem hohen Amt, dem Papsttum, das er nun innehat, uns Christus den Herrn auf Erden vertretend. In jeder heiligen Messe wird jetzt sein Name genannt in heiliger Fürbitte der Kirche für ihren Papst.

Daß er uns den Weg zeige aus Verwirrung und Dunkel, aus Haß und Stolz zum erlösenden Frieden Jesu Christi, ist unser Beten. –

Aermer als Du

Ob Du Dich noch erinnern kannst daran, wie wir noch vor zehn bis zwölf Jahren in den Herbstmonaten weiß Gott wohin unterwegs gewesen sind, um den nötigsten Bedarf an Kartoffeln und ein bischen Obst für die Kinder sicherzustellen? Und wie wir damals noch in armseligen, abgetragenen Kleidern umherlaufen mußten? Und wie unsere Wohnungen — sofern wir überhaupt welche noch hatten und nicht auf der Straße lagen und bei Bekannten oder Unbekannum ein dürftiges Dach überm Kopfe betteln mußten? Ob Du Dich daran erinnern kannst? Und ob Du auch noch daran denkst, wie sehr Du Dich damals bereit erklärtest: "O, wenn es uns jemals wieder besser gehen sollte, dann werden wir aber keinen Bettler mehr von der Tür weisen und von Herzen unser Glück mit Armen und Nackten und Obdachlosen teilen . . ." Ob Du noch daran denkst?...

Gewiß geht es uns auch heute noch nicht "blendend". Wir haben noch manchen Fehlbetrag in unseren Wohnungen und Haushalten, wir haben noch viele Wünsche — und auch schon wieder zu viele Wünsche. Aber das eine können wir doch sicherlich nicht leugnen: daß es uns unvergleichlich besser geht als damals. Wir haben keine Sorge mehr um Kartoffeln. Wir können wieder Obst kaufen — und wenn's nicht gerade die teuersten Sorten sein müssen, ist es auch erschwinglich. Wir sind auch wieder anständig gekleidet und die meisten von uns haben ein Dach über dem Kopf. Gott hat es gut mit uns gemeint.

Aber da sind die vielen, die das alles nicht haben. Die Vertriebenen, die Sowjetzonenflüchtlinge, die Alten und die Kranken, aber auch andere noch, die ohne eigenes Verschulden in starke Lebensnot gekommen sind. Würdest Du sie sitzen lassen, wenn sie Deine Brüder wären? Wärest Du nicht betrübt, wenn es Deinem eigenen Kind einmal schlecht ginge und es nirgendwo Hilfe finden würde?

Nun, wir wollen nicht einmal das Wort des Herrn ganz wörtlich nehmen und verlangen, daß Du Dein zweites Kleid hergibst oder Dich mit einem einzigen Paar Schuhe begnügst. Aber ein kleines Wenig sollten wir eben doch alle übrighaben, wenn die Sammler des Caritasverbandes an unsere Türen klopfen. Wir sollten es uns "erübrigen" — das heißt auf irgend etwas verzichten und das Ersparte für jene schenken, denen es schlechter geht als uns und die sich alles versagen müssen — auch das Nötigste, die nicht einmal ein eigenes Dach überm Kopfe haben, nichts anzuziehen, nichts zum Essen.

Wenn wir uns all der Liebe erinnern, die wir selbst in der Kriegs- und Nachkriegszeit empfangen durften — auch die Tatsache, daß wir amerikanische Lebensmittel kaufen konnten, war eine Tat der christlichen Bruderliebe unserer amerikanischen Mitchristen — dann werden wir mit Liebe vergelten, was wir mit Liebe empfangen haben. Wir danken Gott, indem wir dem Bruder helfen.

Die Flucht nach Aegypten

Aus dem Französischen

von Gustav Rademacher



Das Kind war beim Aufbruch erwacht, als die Jungfrau auf dem Esel es aus den Armen Josephs nahm. —

“Schläft’s denn?” fragte kurz darauf der Zimmermann.

“O ja!”

“Das arme Kind! Es war das beste was es tun konnte.”

Sie schritten voran, der Mond stand im ersten Viertel und beschien sie halb und halb. Die Sterne sahen zu, wie sie zogen, ohne sich zu versehen. Auch ein Astronom hätte mit seinen Instrumenten keine Unordnung am Himmelsgewölbe bemerkt.

Joseph hatte Furcht, daß das Kind auch während der Reise von einem Schein umgeben sein könnte, wie in der Krippe. Glücklicherweise glänzte aber gar nichts. Gott billigte die Verborgenheit des Umzugs. Die Engel zeigten sich außerordendlich zurückhaltend. Ein Geleite wurde von ihrer Seite überhaupt nicht erwogen, und wenn manchmal am Himmel eine Wolke in Gestalt eines Engels zu sehen war, dann geschah das so zurückhaltend, daß man vernünftigerweise die Engel deswegen nicht anklagen konnte.

Die Morgenröte rührt leise den Horizont. Kein Mensch weit und breit, nur eine arme, ausgetrocknete Palme.

“Um so besser”, meint Joseph, “Schwätzern mißtraue ich, auch wenn sie Gutes im Sinn haben.”

Als sie an dem Baum vorbeikommen, biegt der sein eines Knie und wirft sich vornüber in den Staub.

Diese Gebärde macht den Knaben lachen, den gleich der erste Sonnenstrahl geweckt hat. Auch die Jungfrau findet die Szene sehr hübsch. “Aber das ist doch alles sehr gefährlich”, ruft Joseph und bringt es nicht fertig, seine Stimme zu dämpfen. “Wenn die Bäume jetzt anfangen, uns zu grüßen, dann braucht Herodes keine zwei Stunden, bis er uns findet.”

“Gott schützt uns”, sagt die Jungfrau. “Daß der Schein nicht da ist, beweist es.”

“Richtig, er schützt uns. Dann dürfen auch die Bäume ohne Verstand nicht alle Leute auf uns aufmerksam machen.”

Hinten am Horizont regte ein Wäldchen nahe bei einem Flecken den Familienvater auf. Würden die Bäume nun wohl bleiben oder aber plötzlich aufbrechen und eine vielleicht todbringende Verehrung bezeigen?

Als sie in der Höhe des Wäldchens waren, sah das Kind die Palmbäume schalkhaft lächelnd an, als ob es sie damit veranlassen wollte, ihrem frommen Kollegen nachzueifern.

“Tu das Kind weg unter deinen Mantel”, meinte Joseph brummend.

Maria tats nicht, sie hatte Vertrauen. Kein Baum rührte sich. Nur drei durch ihre sehr weiße Farbe verdächtige Tauben begleiteten die heilige Familie ein Stück.

“Nie ist man in Ruhe”, dachte Joseph, “wenn jetzt ein böses Mundwerk dagewesen wäre, dann wäre es um das Kind geschehen.”

Indessen schlachtete man wahllos die unschuldigen Kinder, in der Erwartung, daß Jesus darunter wäre.

Zu zweit oder dritt drangen Herodes’ Sendlinge in die Häuser und ließen Kinder mitziehen, die helfen mußten, ihre Altersgenossen auszuheben. Nach einem harmlos aussehenden Besuch töteten sie einem den Sohn vom Fleck weg, als ob er eine Viper gewesen wäre. Und gingen und erwarteten noch wer weiß welch schrecklichen Dank. Einen Sohn des Herodes, der bei einer Amme in Bethlehem war, töteten sie, um den Befehlen des eigenen Vaters Ehre zu machen.

Die Henker sah man, als sie erst einmal bekannt waren, bald als Bettler oder Hirten, Kaufleute oder wohltätige Frauen ankommen.

Mit Sorgfalt wurde in den Häusern alles, was nach Kindheit aussehen konnte, verborgen: Spielzeug, Kleidchen und Schühchen. Wenn man das kleinste davon liegen ließ, dann hieß das soviel wie: “Tötet nur bitte gleich mein Kind!” Und die Nachbarn sagten ganz mit Recht: “Schämt ihr euch nicht, ihr Mörder?” zu den nachlässigen Eltern, die an der Tür ein Holzpferdchen oder eine Trompete liegen ließen.

Tags und nachts wurde gemetzelt. Ein erbarmungswürdiger Anblick, wie dies junge Blut mit unsäglicher Gewalttätigkeit vergossen wurde und wie nach diesen schrecklichen Verwundungen, zehnfach zu groß für Kinder, die kleinen Leiber weder mit Zukunft noch mit Erinnerung dalagen.

Alles das wußten die Jungfrau und Joseph, von anderem sprach

man auf den Straßen Judäas nicht, und jedes kleine Kind zog die gleiche Neugier an wie ein Wegelagerer.

Und Joseph versuchte eilig auf Seitenwegen nach Ägypten zu kommen.

Indessen flog die Seele des Ochsen aus der Lucke des Stalles und vermied so die Tür, die der Familie beim Abmarsch als Ausgang gedient hatte.

Sowie er draußen war, sprach er zu sich: "Jetzt habe ich weder Kopf noch Fuß; ich bin die Seele des Ochsen, der ich war."

Und darauf: "Mir ist wie einer leichten Brise, ich brauche nicht mehr zu fressen und nicht mehr zu schlafen." In Wahrheit wußte er gar nichts mit all der wundersamen Leichtigkeit anzufangen.

Seelen kennen keinen Luftwiderstand und vermögen sich viel schneller fortzubewegen als feste Körper. Die Seele des Ochsen suchte sogleich auf dem Wege die Jungfrau, Joseph und das Kind und den Esel auszukundschaften, und die waren alle noch ganz traurig über den Zustand, in dem sie ihn im Stall hatten zurücklassen müssen.

"Da sind sie ja", sagte fröhlich der Ochs, "mit den gewohnten Gliedern am rechten Platz. Oh, wie nett sehen sie auf der Straße aus, ganz dieselben, nichts fehlt, nichts ist zuviel. Daß ich das noch einmal sehe! Nun bin ich für alle Pein entschädigt."

Dann zog er von einem zum andern und musterte sie und sagte in seiner Art ganz leise "du" zu ihnen. Aber wenn man auch großen Wert darauf legt, möglichst wenig hervorzutreten: einmal kommt doch der Augenblick, in dem man möchte, daß einer merkt, man ist da und sieht und hört zu.

Er strich um den Esel und dachte: "Wir zwei kennen uns so gut, daß du mich unmöglich nicht bemerken kannst." Aber der Esel spürte nichts Ochsenähnliches um sich. Da setzte sich der Ochs wie ein ganz kleines Vöglein auf des Esels Schulter. Nur Luft ist er in der Luft und nicht in der Lage, sein Dasein zu erweisen.

"Trotz allem komme ich nicht darüber hinweg", sagt die Jungfrau zu Joseph, "daß wir das arme schwache Tier im Stall gelassen haben."

"Oh, vielleicht", denkt der Ochs, "fängt jetzt eine Unterhaltung an und zu guter Letzt entdecken sie mich noch." Doch fährt die Jungfrau fort: "Jetzt ist der arme Kerl sicher gestorben und richtig tot. Denn — das gute dumme Tier hatte doch wohl keine Seele."

"Rede doch keine Dummheiten, armes Frauchen!" Aber gleich hinterher sagt Joseph — wie schnell kommt die Reue bei den Heiligen —: "Verzeihung für 'Dummheiten'!"

"Und für 'armes Frauchen'!" meint die Jungfrau.

Das Jesuskind blickt sich öfter um, als ob es den Ochsen auf dem Wege suchen sollte, während das, was von ihm übrig war, sich bei ihm befand. Und der Ochs sagte sich: "Ich komme doch niemals so weit, daß es merkt, ich bin da! Vielleicht ist es besser so. Tot sein ist anders als lebendig sein. Ein Toter muß mit Würde auf seinem Platz bleiben können und nicht immerzu weggehen wollen. Ich will alles tun, daß sie mich vergessen. Sich zurückzuziehen ist wohl der beste Beweis für Höflichkeit und Liebe. Aber wie wenig sicher bin ich, daß ich an derselben Stelle bleiben kann, da ich doch nicht mehr als eine Seele bin. Immer fort Sturm und Gewitter preisgegeben, und das gerade hierzulande, wo Unwetter so häufig sind. Zweifellos bin ich jetzt nicht zu vernichten, aber doch so leicht, daß der kleinste Hauch der Wanderer mich aufs Geratewohl hin- und herwerfen kann, und beinahe hätte mich der Esel eben bein Schnuppern eingeatmet." Sollte der Ochs, der sich stets wie alle seiner Art zum Gleichgewicht und überhaupt zu einem tüchtigen Gewicht bekannt hatte, nun auf einmal nicht von diesem beunruhigenden Hin und Her belästigt werden?

Die Jungfrau war durch den plötzlichen Aufbruch von Bethlehem ganz außer Fassung und konnte deshalb das Kind nicht so nähren, wie sie gern gewollt hätte. Das Jesuskind weinte natürlich nicht, aber es lutschte insgeheim am Daumen, man sah es. Doch in einem Hof um Milch zu bitten, bereitete die größten Gefahren, sofort hätten sie getrachtet, einem das Kind in den Bündeln zu suchen.

Der Ochs flog von einem zum

Weihnachtsbitte

Herr, gib nicht zu,
Daß der hüpfende Glanz der kleinen Kerzen
Unsere Stuben gar so sehr erhelle!
Wir könnten sonst auf die dunklen Zellen vergessen
Und ihre lichtlose Verlassenheit.

Herr, gib nicht zu,
Daß wir, wohlig durchwärmt, uns sorglos wiegen
Im Rhythmus trauter Weihnachtsmelodien!
Wir liefen Gefahr, das Schluchzen zu überhören,
Das halberstickte, in der "Stillen Nacht".

Herr, gib nicht zu,
Daß wir Berge reicher Gaben abtragen,
Während die Tische unserer Geschwister,
Aufgestellt am Schnittpunkt unerbittlicher Grenzen,
Nichts anderes bieten als nacktes Holz!

Herr, gib nicht zu,
Daß wir allzu laut jauchzen vor der Krippe,
Über uns, in uns nur Glockengeläute,
Indes Menschen stehn, den Finger am Munde,
Als schnitten Kreuzbalken durch ihr Gesicht!

Elisabeth Lill

andern, ohne etwas ausrichten zu können. Er hatte zu Lebzeiten so sehr darunter gelitten, nichts für das Kleine tun zu können, und nun fing das im Tod auch wieder an.

Während er auf dem Felde umherstreifte, ohne die Wanderer aus den Augen zu verlieren, sah er eine Kuh, die ihn durch ihre seltsamen Sprünge aufmerken ließ. Er kam nahe herzu und sagte sich, daß vielleicht einer seinesgleichen ihn eher verstehen könnte, und zu seinem eigenen Staunen sprach er in das Ohr der Kuh: "Liebe Kuh, könntest du mir nicht ein kleines Obdach verschaffen? Schenk mir ein bißchen Platz unter deinem Fell. Ich tue dir nicht weh." Und wieder staunend hörte er die Kuh antworten: "Ja, wer bist du denn?"

"Ich bin die arme Seele eines Ochsen."

"Und wieso willst du, daß gerade ich, der ich dich noch nie gesehen habe, unter meinem Fell für dich Platz machen soll? Hör, Ochs, ich brauche den ganzen Raum selbst. Mein Fell ist meine ganze persönliche Hülle, und die würde ich nicht einmal meinem allerbesten Freund leihen."

"Du würdest von meiner Anwesenheit nichts merken. Und du könntest ja einmal jemanden nötig haben. Manchmal steckt man sehr allein in seiner Haut."

"Ach nein, das sind Märchen einer armen Seele. Geh lieber weiter, Ochs. Vielleicht, wenn du eine Stierseele wärst, — dann hättest du noch Erinnerungen."

Die Kuh wollte nachgeben. Der Ochs sagte sich, daß es in der Nähe der Nüstern eine Möglichkeit gäbe. Dann schlüpfte er in dem günstigen Augenblick, wo sie einatmete, ohne weiteres in den Kopf der Wiederkäuerin.

"Oho! Ich weiß genau, du bist jetzt in mir, aber ich sage dir das eine: wenn du mich nur ein bißchen belästigst, werfe ich dich sofort hinaus."

"Das wird nicht ganz so einfach sein", dachte die Ochsenseele bei sich. (Aber "bei sich", war das jetzt noch möglich?) "Ich bin nur Geist in einem Fleisch, das nicht meins ist. Wir werden ja sehen."

Der Ochs machte sich gleich daran, den Leib der einfältigen und ein bißchen törichten Kuh zu beeinflussen, sie gesittet zu machen und sie um des größten Heils der Menschheit willen vorzubereiten. Weil er Herz und Hirn seiner Gastgeberin nicht verließ, hatte er sie schnell davon überzeugen können, daß sie unbedingt aufs Feld laufen mußte, wo sie die alten Herren des Ochsen einholte.

"Sieh dich nicht um", sagt Joseph zur Jungfrau. "Jemand folgt uns, vielleicht in schlechter Absicht."

Joseph blickt sich pflichtgemäß um. Da bleibt die Kuh gleich stehen und bietet, den Kopf zum Kinde hin wendend, ihre strotzenden Euter dar.

"Dir ist wohl alles natürlich", sagt er zur Jungfrau ein bißchen böse. "Wenn hundert Kühe so kämen mit ihrer Milch, dann fändest du das ganz genau so richtig."

"Hundert sind's ja gar nicht, es ist ja nur eine."

"Gewiß, Maria, zählen kann ich. Aber ich frage mich, ob wir die Dienste dieses Tieres annehmen dürfen, selbst wenn es seine gute Absicht beweist. Denk doch nur einmal an alle Tiere, die damals nach der Geburt dem Kinde ihre Glückwünsche dargebracht haben. Wenn es jetzt Strauß, Giraffe, Löwe oder all den andern einfiele, uns auf dem Weg zu folgen! Das wäre für die Polizei des Herodes ein Fingerzeig!"

"Guck nicht dahin", sagte Joseph, als ob es der Teufel selbst wäre und da mit den vier Beinen und dem Maul einer Kuh stände.

Da aber die drei Weisen aus dem Morgenlande den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe. Da sie aber hinweggezogen waren, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Traum und sprach: Stehe auf und nimm das Kindlein und seine Mutter zu Dir und flieh nach Ägyptenland und bleib allda, bis ich dir sage: denn es ist vorhanden, daß Herodes das Kindlein suche, dasselbe umzubringen. Und er stand auf und nahm das Kindlein und seine Mutter zu sich bei der Nacht und entwich nach Ägyptenland. (Matthäus 2: 10-14).

"Die gute kleine Kuh kannst du melken", meint die Jungfrau.

"Aber mit ihren seltsamen Aufmerksamkeiten verrät sie uns."

"Hier, nimm die Schale", ist der Jungfrau Antwort. "Mein Kind hat Hunger."

Der argwöhnische Joseph versteckt sich hinter einem Mantel und kann kein Ende finden, die Kuh zu melken und ihre Milch zu kosten, als ob es sich um eine Wundermedizin handelte. Dann nimmt die Jungfrau ihm die Schale ab, kostet zwei Schluck und erklärt, es sei kein Teufelstrank; dann läßt sie das Kind trinken, das irgendwohin blickt, um zu zeigen, daß es gar nicht eilig ist.

Joseph aber besieht mit offener Unruhe, wie die Milch ihren Weg in den Mund und den Leib des Kindes nimmt.

Das Kind betrachtet jetzt die Kuh ungewöhnlich teilnahmsvoll.

"Das arme, unschuldige Kind, warum soll es nicht dahin gukken?"

Und Jesus fing an, glücklich zu lachen, als er sah, daß die Kuh herankam und er ihr Maul anfassen konnte wie damals bei dem Ochsen der Krippe. Für ihn war natürlich Ochs und Kuh ein und dasselbe Tier. Wundersam das Verwechselnkönnen bei dem Kind, das es nun doch so klar sehen läßt.

"Eines Tages", sagt Joseph, endlich wieder guter Laune, "wollen wir ihm klarmachen, wie sich ein wahrer Märtyrer wie der Ochs und ein Tier wie dieses hier, das ja vielleicht ganz gute Absichten, aber keine wahre Größe hat, voneinander unterscheiden."

Indessen fing auch die Jungfrau

an, die gute, kleine Milchkuh zu verhätscheln. Und von da an machte die Kuh die Wanderung mit. Manchmal wurde sie, obschon der Geist des Ochsens sie mahnte, beim Melken nervös. Endlich wurde Joseph einmal durch ihre Ungeduld gereizt; er machte, daß die andern ihn nicht sahen, um kein schlechtes Beispiel zu geben, und versetzte einen gewaltigen Fußtritt ins Leere, wie Heilige es machen, wenn sie unzufrieden sind (und weil sie auch nicht sündigen wollen).

Da dachte die Seele des Ochsen: "Der ausgezeichnete Joseph, wie leid täte es ihm, wenn er wüßte, daß ich seinen Fußtritt gesehen habe."

Die Wanderung wurde ohne Schaden für das Kind fortgesetzt. Joseph hatte schließlich in der Gegenwart der getreu folgenden Kuh ein gediegenes Wunder gesehen und sogar erkannt, daß sie ihnen dreien viel mehr Dienste als der Ochs erwiesen hatte, aber natürlich verminderte das in seinen Augen nicht die seltenen Verdienste dessen, den sie im Stall verlassen hatten.

Der Ochs hatte sich nie in seiner eigenen Haut so wohl gefühlt wie nun in der Haut der Kuh; daß er gerade jetzt so nützlich sein konnte, hatte ihn von seiner geradezu krankhaften Bescheidenheit geheilt. Wenn er auch keins seiner früheren Opfer bedauerte, so glaubte er jetzt, daß er sie noch wirksamer hätte machen müssen. Er kam sogar so weit zu überlegen, daß er, anstatt sich vor Kummer zu Tode zu bringen, besser eines Tages insgeheim nach Jerusalem gegangen wäre und es dort so angestellt hätte, daß er sich an Herodes während eines Morgenspazierganges heranmachte, um ihn dann durch und durch zu spießen um des größten Glücks der heiligen Familie und Judäas willen.

Indessen trieben die Römer das Vieh auf den Straßen bei, und Joseph wurde gefragt, woher er die Kuh hätte. Er wollte nicht lügen, wurde aber rot, als er sagte: "Sie kam ganz von selbst darauf, uns zu folgen und bot uns ihre Euter an." Sie wurden alle mit Gefängnis bedroht, wenn er keine vernünftigere Antwort geben könnte. Glücklicherweise bewirkte die Jungfrau mit ihrem die reine Unschuld zeigenden Blick, daß die Soldaten die Waffen, die einen Kreis um sie bildeten, forttaten.

"Die sind harmlos", sagte schließlich der römische Offizier. "Nehmt nur die Kuh und laßt sie weiterziehen."

Sie schlugen das Tier und zwangen es nach Norden mit einem Nackenstich und traten mit den Füßen überall hin. Vergebens suchte die Seele des Ochsens aus dem freundlichen Leib zu weichen, um bei dem Kind bleiben zu können. Er war gänzlich mit der Kuh eins und fühlte sich in ihr gefangen wie eine Fliege auf dem Leim. Alles, was er machen konnte, war, daß er die Kuh noch ein paarmal in der Richtung des Kindes sich umdrehen ließ, dann versuchte er gleich alles, um die Leiden des mißhandelten Tieres zu teilen.

Joseph und Maria gingen noch ein oder zwei Tage in Besorgnis weiter. Dann kam ganz natürlich der Schein wieder, ihr Haupt zu krönen — auch das des Kindes —, damit sollte ihnen dargetan werden, daß sie nichts mehr zu fürchten hätten. Schließlich sprach man auf dem Wege nicht mehr von dem Mord an den unschuldigen Kindern, und bei den vorbeiziehenden Wanderern kam die ägyptische Art mehr und mehr zum Vorschein. –

Der Predigt der Tiere

von Willi Lindner

Ein Mensch, der an der Menschheit irre geworden war, beschloß, in die Einsamkeit zu gehen und unter den Tieren zu leben. Als er daran ging, am Fuß eines bewaldeten Berges eine Hütte zu bauen, sah er sich plötzlich von den Tieren derErde umstellt.

"Was planst du hier?" fragte ihn der Löwe.

"Ich will mir hier, unter euch eine Hütte bauen", antwortete der Mensch.

"Zeige mir zuvor deine Ausweispapiere", forderte der Löwe.

Der Mensch staunte auf. "Ich dachte, die brauche ich nicht in der freien Republick der Tiere", sagte er.

"Wenn du ein Tier wärest, brauchtest du sie nicht", belehrte ihn der Löwe mit königlicher Würde, "weil du aber ein Mensch bist, gelten auch hier für dich die menschlichen Gesetze."

Der Mensch erschrak: "Muß ich auch hier diesen Papierkrieg führen, der mir schon bei den Menschen verhaßt war?"

"Natürlich, weil du ein Mensch bist", erwiderte ihm der Löwe. "Wir wollen wissen, wie wir mit dir daran sind! Wer in dieser Zeit auf und davon geht, sabotiert den Aufbau. Kannst du mir nicht wenigstens deine Baugenehmigung vorzeigen?"

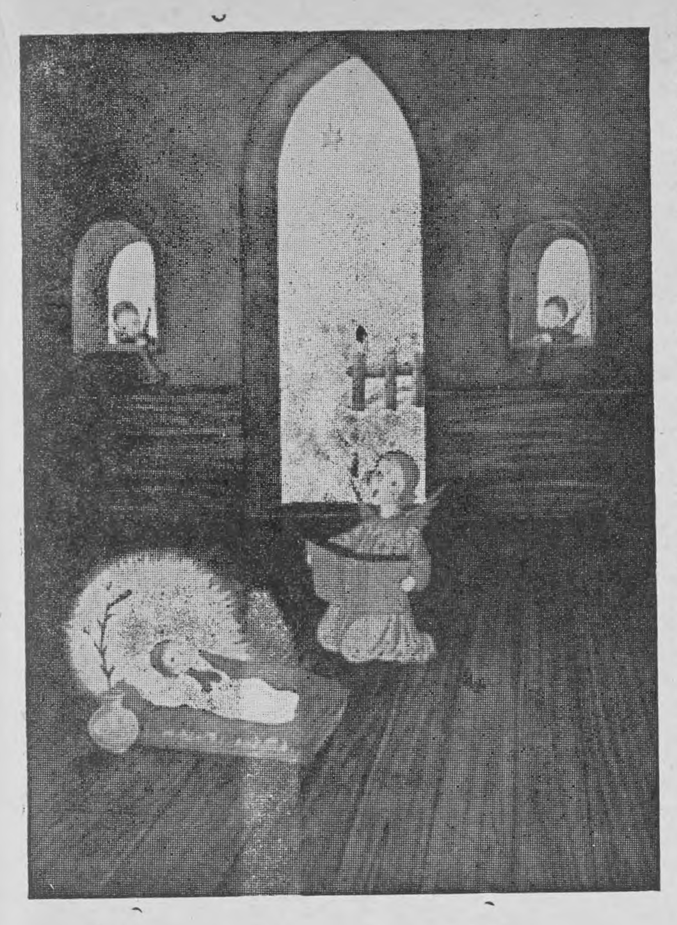
Dem Menschen verschlug's die Stimme. Er starrte den Löwen an wie den Geist aus Hamlets Vater. "Aber warum das alles?" stammelte er schließlich fassungslos.

"Warum das alles?" fragte der Löwe zurück. "Weil du ein Mensch bist. Weil du zur Kategorie jener Lebewesen gehörst, die immer nur zerstören und die Erde verwüsten. Die Menschen sind die gefärlichsten Geschöpfe auf dieser Welt. Jedes Menschenherz, so hörte ich kürzlich einen Prediger sagen, ist ein Schlachtfeld. Sieh uns Tiere an. Wir führen den Kampf ums Leben nach dem Naturgesetz. Aber noch nie haben wir die Erde zerstört oder verwüstet. Das hat immer nur der Mensch getan. Soll die zerstörte Welt wieder aufgebaut werden, müssen die Menschen mit der Liebe den Anfang machen. Sie müssen endlich einmal guten Willens sein. . . ."

"Wer hat denn Liebe und guten Willen?" zweifelte der Mensch.

"Der Fahnenflüchtige schon mal gar nicht", versetzte der Löwe. "Du willst flüchten aus der Welt. Kehre zurück und zeige deinen guten Willen! Gute Beispiele ziehen an! Geh!"

Da wendete sich der Mensch und ging durch die Gassen der Tiere zu den Menschen zurück. –



Weihnachten

Zu Nazareth lebte Maria, die Maid,
die hatte der Zimmermann Joseph gefreit,
da kam einst ein Engel ins Zimmer geschwind
und hat ihr verheißen ein himmlisches Kind.

Augustus, der Kaiser, befohlen es hat,
ein jeder soll gehen fort in seine Stadt,
damit er kann sehen, wer ihm untertan —
da fing allenthalben ein Großwandern an.

Maria und Josef, die mußten ausziehn
noch selbigen Tages nach Bethlehem hin.
Maria war müde, sie konnte nicht gehn,
da sah'n sie am Wege drei Herbergen stehn.

Maria und Joseph, die kamen zuletzt,
da waren die Herbergen alle besetzt;
die Wirte waren grob, und sie öffneten nie,
da mußten sie schlafen im Stall beim Vieh.

Im Stalle, da kam unser Heiland zur Welt,
der Engel verkündet's den Hirten im Feld.
Drei Könige kamen gar weit aus der Fern',
die hatten gesehen des Christkindleins Stern.

Brigitte Täubrecht

Für uns Deutsche ist das Wort "Weihnacht" oder (in der Mehrzahlform) "Weihnachten" das schönste Wort, das schon in seinem Klang den ganzen Zauber dieses Festes fühlen läßt. Dieser Name ist seit dem 12. Jahrhundert in der mittelhochdeutschen Form "wihe naht" bekannt und bedeutet "Heilige Nacht"; es ist also der gleiche Name, den wir im berühmten Weihnachtslied der Welt, das sich alle Länder erobert hat, unserem "Stille Nacht, heilige Nacht", gebrauchen.

Das alte germanische Wintersonnenwendfest hieß "Jul" oder "Julfest", und der Dezember war der Julmond. Das Wort "Jul" aber ist in den nordischen Sprachen, dem Dänischen, Norwegischen und Schwedischen, noch heute als Name des Weihnachtsfestes erhalten. Aus diesen Sprachen übernahm auch das zu einem ganz anderen Sprachkreis gehörende Finnische den gleichen Namen für das Weihnachtsfest.

Über das Angelsächsische hat sich das Wort "Jul" auch noch in der Schreibform "Yule" im Englischen zur Bezeichnung des Festes erhalten. Der eigentliche Name für Weihnachten aber ist in England und Amerika "Christmas" (gesprochen: krismes). Im Mittelenglischen hieß es noch "christemaesse", was Christfest bedeutet. Das Wort "Messe" kommt dabei von dem lateinischen "missa", das urspringlich die heilige Messe bezeichnete, aber später auch den Sinn von Markt (daher heute noch die Ausstellungs-Messe) und Fest allgemein bekam, weil sich nach dem Gottesdienst ein Markt und ein Fest entwickelte.

Mit dem gleichen Wort bezeichnet auch der Holländer Weihnachten und spricht von "Kerstmis" und "Kerstnacht", also Christfest und Christnacht.

Etwas merkwürdig und unerklärlich kommt uns zunächst das französische Wort für Weihnachten "Noël" vor. Dieses Wort hat eine längere Entwicklungsgeschichte. Die frühe römische Kirche bezeichnete das Weihnachtsfest mit "Natalis", einer Abkürzung für "dies natalis", was Geburtstag bedeutet und den Tag der Geburt Christi bezeichnete. Aus diesem lateinischen Wort entwickelten sich die Namen für Weihnachten in einer Reihe romanischer, d. h. aus dem Lateinischen kommenden Sprachen, so auch das französische "Noël", obwohl man es ihm kaum mehr ansieht. –

Altes Christmetten-Liedlein

Dem der Hirten Lieder klangen,
Dem die Engelscharen sangen,
Er scheucht Winters Furcht und Bangen,
Unser Heiland Jesus Christ.
Den in unbekannten Landen
Die drei Weisen suchten, fanden;
Weihrauch, Gold und Myrrhen schenkten
Sie dem Heiland Jesus Christ.
Stimmet an mit tausend Zungen,
Wie die Alten so die Jungen,
Lob- und Preis- und Freudenlieder
Unserm Heiland Jesus Christ.

(Aus dem 15. Jahrhundert)

Zum neuen Jahr

von Josef Kühnel

Was wird das neue Jahr bringen? So fragt der Mensch, der sich dem Schicksal beugt, der vom Schicksal erwartet und fürchtet.

Was werde ich aus dem Jahr machen? So fragt der Christ, der da weiß: "Nicht gut, nicht schlecht ist, was das Jahr kann geben. Der Empfänger erst macht das Geschenk" (Grillparzer).

Es ist der Mensch nicht würdig, von der Zeit etwas zu erhoffen oder zu fürchten. Unser freier Wille mit seinen guten Taten macht den Tag, das Jahr, das Leben groß. Unsere Schuld macht das Unglück. Die Zeit ist nichts wie ein leeres Gefäß. Es enthält, womit wir es füllen. Den Gehalt machen aber nicht so sehr die lauten Taten, sondern vor allem die stillen Gebete, die Opfer, der Kampf mit unseren Neigungen in unserem Innern, die Taten an unserem Charakter. Nicht unser Erfolg, sondern unsere Mühe.

Der Mensch, wie er vor Gott gilt, das sind seine Taten. Unser Platz im Gottesreich ist der Lohn und die Strafe für unsere Taten. Denn der Menschengeist und Charakter wird nicht von selber und nicht von außen her wie der Baum, sondern der Mensch ist berufen, seines Schicksals Schmied zu sein. Älter werden wir in diesem Jahr eben um ein Jahr, daran können wir nichts ändern. Doch in unserer Macht liegt es, ob wir auch weiser werden, in der Tugend steigen oder sinken. Zum Jüngling, zum Mann, zum Greis an Jahren wird einer von selber, ja zum Methusalem an Jahren würde einer von selber. An Charakter aber kann er dabei immer ein Knabe bleiben. Der Geist muß mitwachsen, und er kann ja immer noch wachsen, auch wenn der Körper schon lange welk ward. Der Geist kann und soll wachsen bis zum letzten Tag und bis zur letzten Stunde.

Wohl gibt es besondere "Tage des Heiles", die mit einem großen äußeren Ereignis verbunden sind. Und in jedem Menschenleben gibt es wohl auch einmal oder mehrmals ein Damaskus. Und doch: Nicht bloß das äußere Ereignis macht den Tag des Heiles, das Damaskus. Er wird es erst durch die Würdigkeit des Menschen. An vielen geht dieser Tag vorüber, ohne daß sie ihn erkennen. "Wenn sie den Stein der Weisen fänden, der Weise mangelte dem Stein" (Goethe). Dem Toren nützt der Stein der Weisen nichts. Das äußere Ereignis macht den Tag nicht groß. Und wenn er nur die Erfüllung eines äußeren Zieles bringt, dann bringt er damit noch keine Erfüllung.

Innerlich mußt du am Ziele sein, das heißt des großen Zieles würdig. Erst dann bist du am Ziele. Darum ist nicht das Ziel allein groß, sondern jeder Schritt zu ihm hat gleichen Wert mit ihm. Der Mensch muß sich auf sein Damaskus vorbereiten, damit er es erkennt und ihm gewachsen ist, sobald es kommt.

Und wenn dir kein großes Ereignis bevorsteht, deine Mühe führt dir Großes herbei. Es wartet unser immer der hohe Beruf an unserer und ungezählter anderer Ewigkeit zu wirken. Höhere Aufgaben können dir nie kommen. Diese Aufgaben unserer und anderer Heiligung sind unendlich höher und größer und dringender als wir sie je zu erkennen vermögen. Steigere nur dein Verstehen, und große Aufgaben werden zu dir reden. Dem Unwürdigen schweigen sie. Dem Meister geben sie sich zu erkennen. Nicht die Erwartung und Erwägung, sondern das treue Ausnützen des Heute ist darum die beste Vorbereitung für das Morgen. In deine Seele wird morgen hineinkommen, wofür du dich heute noch fähig machst. Unser Alter wird so reich sein, so zahlreich unsere Taten sind.

Wer kann mir meine Taten nehmen? Ich mir selbst nicht mehr. Gott nicht einmal. Nichts von meinem Leiden habe ich umsonst gelitten, nichts vergeblich geopfert, vergebens getan. Auf deinen Charakter hat keiner Anspruch, außer wer so tat und betete und litt wie du. Dein Sprechen, dein Denken ist dein. Ja dein Blick, dein Antlitz, dein Gang ist dein. Außer es hätte einer genau so getan wie du. Wer aber mehr getan wie du, auf dessen Rang hast du keinen Anspruch. –



Gewiß, das Kind der göttlichen Liebe hat die Nationen vereinigt die Kultur des Abendlandes getragen, aber doch immer nur durch die religiöse Antwort der einzelnen — sie galt von Mensch zu Mensch — von Volk zu Volk bedeutete sie nur wenig: da herrschte und da herrscht auch heute noch weithin das heidnische Gesetz der Vergeltung der nackten Macht, des Egoismus und der Bruderlosigkeit. Auch die Nationen als solche müssen das Christuskind, die Liebe Gottes, in sich aufnehmen, wenn es für unsere finstere und erbarmungslose Zeit Weihnacht werden soll. Nur dann kann die gequälte Menschheit wirklich singen:

Das ew'ge Licht geht da hinein,
Gibt der Welt ein' neuen Schein,
Und uns zu Lichtes Kindern macht.
Es leucht' wohl mitten in der Nacht
Kyrieleis!

Gertrud von Le Fort

Denn sie wissen nicht was sie tun

von Hans Pille

Ich hatte damals im fremden Lande nichts: kein Geld, keine Sohlen und kein Dach, ich hatte nur den Himmel über mir und die Erde unter mir, und darum glaubte ich, den tiefsten Punkt meines Lebens erreicht zu haben. Denn auf der Erde froren die Tränen, und aus den Wolken fiel nachts der Rauhreif auf die Tannen.

Die Kinder in den Straßen sagten: "Jetzt müßte es schneien." Ich dachte an meine Schuhe, die der Schnee ganz auflösen würde, und ich sah schon die weiße Allee der Schneemänner, in deren Brust brennende Kerzen standen, von denen sie, die stummen Gäste, allmählich aufgezehrt werden würden.

In einer Straße stahl ich zwei Butterbrote, die draußen auf einer Fensterbank lagen; sie lagen offen da, daß ich sie nur zu nehmen brauchte. Beim zweiten ertappten mich große, gut genährte Burschen, die mich umzingelten, aber sofort sahen, daß ich keine Kraft hatte zu fliehen, und auch keine Zeit, denn ich Hungernder konnte nicht aufhören zu essen. Sie zerrten mich hoch und führten mich in das Wirtshaus "Perle", das dem Vater eines der Burschen gehörte. Arbeiter und Matrosen saßen drin, fettnackige Händler in Lederjakken, mit roten Adern im feisten Gesicht. Der Wirt sah aus wie Rübezahl, ein mächtiger Koloß, ein Faß auf kurzen Beinen, mit Leder geschürzt; jedoch seine Augen glänzten wie Lichter, fern, aber tröstlich. Seine Frau stand schmal und kühl hinter der Theke.

Der Alte sah mich neugierig an, zugleich ein wenig schmerzlich, als hätte er schon lange nichts mehr vom Stehlen gehört; dann fragte er seine Frau: "Was soll ich mit ihm machen?"

Sie sagte nur: "Ich hatte das Brot nicht für ihn gemacht." Darauf streckte er die Hand aus, und ich fiel zwischen die Stühle. Ihr schien es zu genügen, denn sie ging hinaus. Der Alte schenkte mir einen Kognak ein, ich sagte überrascht "danke" und trank ihn aus.

"Keine Arbeit?" fragte er.

"Nein."

"Willst du bei mir arbeiten?"

"Sehr gütig — es wird mir eine Freude sein", stammelte ich.

"Ob es uns eine sein wird, wirst du schon sehen . . . Warte! Muß sie fragen." Er kam bald zurück und sagte: "Komm, du kannst bleiben!"

Ich hatte eine schlechte Zeit hinter mir, ich könnte aber von der jetzt anhebenden nicht sagen, daß sie ungetrübt gewesen wäre. Wenn ich keine schweren Fässer zu rollen hatte, mußte ich Tische scheuern oder die Pferde putzen. Tina, die Frau, hatte einen Jagdwagen und ein Gespann, mit dem sie sonntags ausfuhr. Manchmal trank ich heimlich einen Kognak, aber nachdem sie mich einmal dabei ertappt hatte, mußte ich mehrmals am Tage anatmen. "Er hat wieder getrunken, Jeff!" sagte sie, und Jeff, der Alte, gab mir eine Ohrfeige.

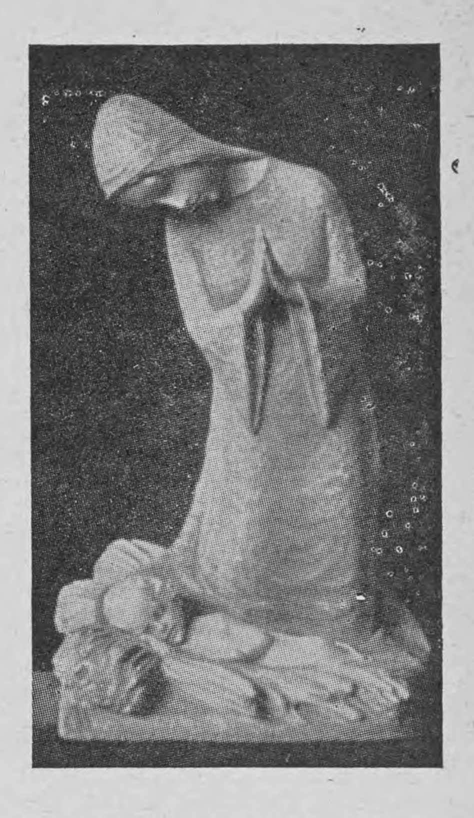
Als eine Woche vor Weihnachten noch nichts für das Fest vorbereitet war, wurde ich unruhig. Ich war in die Stadt gekommen, weil ich kein Hirt unter freiem Himmel, sondern wenigstens ein Esel im Stall von Bethlehem sein wollte.

"Denkt keiner an das Weihnachtsfest?" fragte ich.

". . . keiner an das Weihnachtsfest?" wiederholte Jeff, klatschte sich auf den ledergeschürzten Bauch und lachte, und seine Kinderaugen sahen plötzlich wie kleine, leuchtende Kiesel aus. "Ja, weißt du denn nicht, wo du bist? Wir haben in unserem Land die dumme Mär von dem Kind in der Krippe schon vor vielen Jahren abgeschafft!"

Ich war bestürzt. "Und Gott? Glaubt hier keiner mehr an ihn?"

"Wo ist Gott?" warf Tina ein. "Vielleicht ist er über den Wolken oder unter der Erde. Vielleicht", fügte sie augenzwinkernd



hinzu, verbirgt er sich im Alkohol — wer weiß das? Wer hat dir Schuhe, deinen Mantel, deine trokkene Kammer gegeben? Wir! Aber sind wir Gott? Nein . . ."

"Ihr kommt mir alle vor wie der Schneemann mit der brennenden Kerze in der Brust, ihr seid ausgebrannt, ihr habt keine Seele mehr", sagte ich.

Tina lachte. "Aber ein Herz!" erwiderte sie und trat nahe vor mich hin. "Hast du etwa getrunken? Atme mich an!" An ihren Augen sah ich, daß sie nicht an Weihnachten dachte.

Manchmal bin ich vielleicht wie der Ritter Don Quichotte. Dann glaube ich, mein Unglück wäre ein allgemeines, alle Menschen quälendes Übel und ich wäre dazu ausersehen, es durch eine mutige Tat zu ändern.

Am 24. Dezember war die "Perle" voller Gäste, Einheimische und fremde Matrosen, und alle

tranken. Jeff, der sie bediente, schwitzte. Ich merkte, daß er unruhig war, aber Tina stand wie immer kühl hinter der Theke.

“Ich will morgen mit dem Wagen nach K. fahren”, sagte sie plötzlich. “Du begleitest mich.”

“Ja”, sagte ich, neben ihr Gläser spülend.

“Jeff ist morgen abgemeldet”, fuhr sie verächtlich fort. “Jedes Jahr, am 25. Dezember, betrinkt er sich, daran ist nichts zu ändern.”

Vielleicht waren es nur die Gläser, die auf dem Spülbecken klirrten — aber mir war unvermittelt, als hörte ich eine Glocke, als sagte meine Mutter mahnend: “Nun mußt du gehen, sonst kommst du zu spät!” Sonst ist es zu spät, dachte ich und, ohne recht zu wissen, was ich tat, stand ich plötzlich auf einem Stuhl und rief: “Ruhe! Ruhe, bitte!”

Jeff starrte mich offenen Mundes an, in Tinas Gesicht zuckte Spott.

Als es still wurde, versuchte ich, über Weihnachten zu sprechen. Was ich stagte, weiß ich nicht mehr, denn man ist geneigt, eine mangelhaft gespielte Rolle schnell zu vergessen. Nach ein paar Sätzen unterbrachen mich Protestrufe, da fing ich an zu singen. Die fremden Matrosen klatschten Beifall, aber die anderen Gäste riefen: “Aufhören! Ein Verrückter!” Und nur ein paar sahen aus wie Jeff aussah: in Erinnerung versunken, fast glücklich.

Plötzlich kam einer in einer Lederjacke auf mich zu, und als ich hin sah, kannte ich meinen Text nicht mehr — als wäre er mir gestohlen worden. Der Mann drohte: “Bist wohl ein moderner Apostel, was?” Als er die Hand hob, sagte Tina neben ihm: “Laß das Krosza! Ich regele das!” Und dann zu mir: “Du aber gehst in den Keller und schlägst ein Faß Bier an!” Im Weggehen flüsterte sie mir zu: “Du bist und bleibst ein Narr!”

In der Gaststube zechten sie bis Mitternacht, und einmal hörte ich, daß einer ein Weihnachtslied gröhlte! Um 12 Uhr schloß Jeff das Haus. Während ich aufräumte, dachte ich über mein Gesicht nach, über den Glanz in seinen Augen, als ich auf dem Stuhl gestanden hatte. In meiner Kammer war es kalt. Der Wind fiepte wie Mäuse, die in der Weihnachtsstube um Nußkerne streiten. Früher hingen in der Christnacht Nüsse in einem Beutel am Bettpfosten, und wenn ich mich bewegte, rappelten sie leise. Vergangene Zeiten . . . .

Plötzlich horchte ich auf; es schlich jemand an meiner Kammer vorbei. Ich hörte, daß eine Tür geöffnet wurde, und wartete eine Weile, aber es rührte sich nichts mehr. Als ich, neugierig geworden, durch den dunklen Gang tappte, bemerkte ich einen Geruch der mich jäh erregte. Ich öffnete jene Tür einen Spalt und erstarrte. Auf einer leeren Weinkiste stand ein kleiner Tannenbaum, und Jeff saß wie ein ungefüger Kobold davor. Er starrte in die Kerzenflamme und summte leise vor sich hin: “. . . zur Krippe her kommet . . .” Als er mich sah, erschrack er zuerst, aber sogleich lächelte er verschmitzt und winkte mir.

“Jedes Jahr habe ich hier oben mein Bäumchen”, flüsterte er, “und sie unten weiß nichts davon.” Er kicherte. “Da, trink, es ist kalt!”

“Nein, danke, jetzt nicht”, sagte ich und starrte in die Kerzenflammen. “Warum sitzen Sie mit dem Baum in der kalten Kammer, warum nicht unten in der warmen Stube?” fragte ich.

“Narr!” antwortete er. “Tina würde mich rauswerfen. Sie braucht das nicht, keinen Lichterbaum, verstehst du, und sie braucht auch das nicht was man Glauben nennt. Sie braucht es nicht mehr oder noch nicht wieder. Wenn man älter wird . . . Ich habe unseren Herrn nie vergessen, und auch nicht, daß er heute Nacht in Bethlehem geboren wird.” Dabei klopfte er sich auf die mächtige Brust. “Jeder muß sein Bethlehem bei sich haben, da drin!” Seine Augen leuchteten glücklich. Er summte: “. . . in Bethlehems Stall”, und faltete die schweren Hände, so daß er mir vorkam wie ein knorriger Hirte, der den Stern gesehen hatte.

Als ich zum Hof hinunterging, stand Tina in der Tür. “Sitzt er wieder bei seiner Tanne?” fragte sie spöttisch.

Ich sah sie überrascht an.

“Er glaubt ich wüßte es nicht”, sagte sie lächelnd. “Du wirst schon gemerkt haben, daß er ein großes Kind ist.”

“Ein Kind ja, aber ein Kind, in dessen Augen der Stern von Bethlehem glänzte.”

Sie sah mich an. “Geh jetzt schlafen! Wir fahren um neun.” Ich nickte. Es hatte angefangen zu schneien — Schnee für die Schneemänner mit den brennenden Kerzen in der Brust. –

Una Sancta

Kommt ihr alle! Herz an Herzen schließt zusammen!
Kommt an des Heilands Herz! Ihr findet hier eine Heimstadt,
Frieden und Ruhe. Kommt herbei, ihr vielfach Getrennten,
einet euch zu dieser Stunde mit uns!

Siehe, wir kommen, die du aus Finsternissen gerufen,
Herr, in dein himmlisches Licht; die wir in einem Geiste
wurden getauft; die wir erkoren sind und gerufen,
aufzubauen deinen mystischen Leib.

Christus, das Haupt! Alle auf ihn Getauften die Glieder,
wohl verschieden im Dienst, dennoch liebend vereinigt
alle in e i n e r Kirche! Und im Geheimnis
warm durchströmt von seinem lebendigen Blute.

Komme, du Tag, da alle, die Christus gläubig bekennen,
einmütig dank ihm sagen, mit einem Munde ihn preisen,
brüderlich zu einem Tisch sich finden, endlich
Mahl zu halten in dem einzigen Brot.

Maria Schmit

Aus der katholischen Welt

Papst ernennt 23 neue Kardinäle darunter zwei Amerikaner

Der Heilige Vater, Papst Johannes XXIII. ernannte am 17. November 23 neue Kardinäle, darunter befinden sich zwei Amerikaner, nämlich Richard James Cushing, Erzbischof von Boston, seiner Heimatstadt, seit 1944; er ist 63 Jahre alt.

John F. O'Hara, Erzbischof von Philadelphia seit 1951. Er war in Ann Arbor, Mich., geboren, besuchte öffentliche Schulen in Michigan und Indiana und das Jesuiten-Kollegium in Montevideo, Uruguay. Er war zuvor Bischof von Buffalo, N. Y., ehe er Erzbischof von Philadelphia wurde. Er ist 70 Jahre alt.

Mit den neuen Kardinälen besteht nunmehr das Kardinalskollegium aus 29 Italienern, 8 Franzosen, 4 Amerikanern und 4 Spaniern, 3 Deutschen und 3 Bralilianern, 2 Argentiniern und 2 Kanadiern, und je einen von Belgien, Portugal, Portugiesisch-Mozambique, Syrien, Armenien, Australien, Chile, Kolumbien, Kuba, Irland, Indien, Polen, Ungarn, Jugoslawien, China, Uruguay, Ekuador, Mexiko, England und Österreich.

Bisher bestand das vollzählige Kardinalskollegium aus 70 Mitgliedern. Papst Johann XXIII. erhöhte die Mitgliederzahl mit den neuen Ernennungen auf 75.

Deutschland — Julius Doepfner, seit kaum einem Jahr Bischof von Berlin und erst 45 Jahre alt, wird der jüngste Kardinal.

England — William Godfrey, 69 Jahre alt, Erzbischof von Westminster seit 1956.

Frankreich — Paul Marie A. Richaud, 71 Jahre alt, Erzbischof von Bordaux und ehemaliger Führer der französischen Pfadfinderbewegung.

Andrea Julien, 76 Jahre alt, Dekan der Rota, der päpstlichen Kuria und Experte des Kirchengesetzes.

Italien — Amleto Giovanni Cicognani, 75 Jahre alt, Apostolischer Delegat für die Vereinigten Staaten.

Giovanni Battista Montini, 61 Jahre alt, Erzbischof von Mailand.

Domenico Tardini, 70 Jahre alt, für viele Jahre Prosekretär und wurde von Papst Johann kurz vor dem Konsistorium zum päpstlichen Staatssekretär ernannt.

Fernando Cento, 75 Jahre alt, Apostolischer Nuntius in Portugal und ein erfahrener Diplomat des Vatikans.

Paolo Giobbe, 78 Jahre alt, Apostolischer Nuntius für die Niederlande seit 22 Jahren; vorher war er elf Jahre lang Nuntius in Kolumbien.

Guiseppe Fietta, 75 Jahre alt, Apostolischer Nuntius für Italien und gehört seit 35 Jahren dem diplomatischen Korps an.

Carlo Chiarlo, 77 Jahre alt, Titularerzbischof von Amida, der den Vatikan in Süd- und Zentralamerika und Polen vertrat.

Alberto di Jorio, 70 Jahre alt, Auditorgeneral der Apostolischen Kammer und Sekretär des Konklavs, das Papst Johann XXIII. wählte.

Giovanni Urbani, 58 Jahre alt, der Papst Johann als Patriarch von Venedig nachfolgen wird.

Carlo Confalonieri, 65 Jahre alt, Sekretär der Kongregation für die Seminarien und Universitäten und 18 Jahre lang Privatsekretär des verstorbenen Kardinals Achille Ratti als Erzbischof von Mailand, des nachmaligen Papstes Pius XI.

Francesco Roberti, 69 Jahre alt, Sekretär der Kongregation der Konzilien und einer der besten Kenner des Kirchenrechtes des Vatikans.

Francesco Bracci, 79 Jahre alt, Sekretär der Kongregation für die Rechte der Sakramentenerteilung; er war auch 40 Jahre lang Mitglied der päpstlichen Kurie.

Alfonso Casaldo, 68 Jahre alt, Erzbischof von Neapel.

Mexiko — José Garibi y Rivera, 69 Jahre alt, Erzbischof von Guadalajara seit 1936 und Präsident der bischöflichen Behörde von Mexiko. Er ist der erste mexikanische Kardinal.

Österreich — Franziskus König, 53 Jahre alt, seit 1956 Erzbischof von Wien.

Spanien — José Bueno y Monreal, seit 1957 Erzbischof von Sevilla und erst 54 Jahre alt.

Uruguay — Antoni Maria Barbieri, 66 Jahre alt, Erzbischof von Montevideo, ein Mitglied des Kapuzinerordens. Er ist ebenfalls der erste Kardinal von Uruguay.

Die Zeremonien der Kardinalskreierungen beginnt am Montag, den 15. Dezember in einem Geheimkonsistorium, dem nur die gegenwärtigen Kardinäle beiwohnen, da es nicht nötig ist, daß alle Kardinäle teilnehmen. Der Papst liest die Liste seiner Ernennungen vor und fragt in lateinischer Sprache: Was sagen Sie dazu? Obwohl der Papst allein das Recht hat, Kardinalsernennungen vorzunehmen, gibt diese Zeremonie den Kardinälen Gelegenheit, ihre Zustimmung wenigstens nominell zu geben. Die Kardinäle stehen sodann auf und berühren ihre purpurne Biretta zum Zeichen ihrer Zustimmung. Von diesem Augenblick an sind die Erkorenen Kardinäle.

Der Papst wird den neuen Kardinälen in einem halböffentlichen Konsistorium am 17 Dezember das purpurne Birett überreichen. — In einem öffentlichen Konsistorium am 18. Dezember wird ihnen Se. Heiligkeit Papst Johann XXIII. den roten Hut, das Zeichen der geistlichen Kardinalswürde, überreichen. –

Was wir hienieden unter Tränen säen,
blüht jenseits unter Jubelhymnen auf.
O schöner Erntetag, o Auferstehen'
wie machst du leicht den schweren Lebenslauf!
Er, der da wägt mit gleicher Hand die Welten,
wie jede Träne, die im Auge brennt,
ist reich genug, uns alles zu vergelten,
und jedem, der ihn bis zum Tod bekennt.

Was ist der Mensch, auf Erden wallend?
Ein Seufzer, in der Luft verhallend.
Ein Wurm, den hohen Berg erklimmend.
Ein Rosenblatt auf dem Ozean schwimmend.
Ein Tröpfchen in unendlichen Meeresweiten.
Ein Augenblick zwischen zwei Ewigkeiten.
Ein Atom in tausend Weltenschichten.
UND kann sich doch eine Welt errichten!

Was sagt die Kirche zur Mode?

Die Ansprache Pius XII. an die Vertreter von Modehäusern

Papst Pius XII hat vor einiger Zeit vor Teilnehmern eines Kongresses von Modehäusern über sittliche Fragen der Mode gesprochen. Die Rede ist wieder ein Beispiel für die unermüdliche Hirtensorge, mit welcher Pius XII. alle Gebiete des Lebens, die mit der christlichen Moral zusammenhängen, den Gläubigen zu verdeutlichen suchte. Und da es sich hier um eine so wichtige Frage unserer Zeit handelt, wollen wir für unsere Leser den Hauptteil der Rede des verstorbenen Heiligen Vaters wiedergeben.

Die Mode geht die Sittlichkeit an sagte der Papst, denn die an sich ehrenhaften Zwecke der Mode werden oft mit den verdorbenen Neigungen der menschlichen Natur vermischt, die durch die Erbsünde gesunken ist, und verwandeln sich so in Gelegenheiten der Sünde und des Ägernisses. Diese Hinneigung der verdorbenen Natur zum Mißbrauch der Mode habe im Laufe der Kirchengeschichte nicht selten dazu geführt, daß die Mode von Predigern mit großem Mißtrauen und scharfen Urteilen behandelt wurde. An diesem "Verbrennen der Eitelkeiten" haben sich berühmte Kanzelredner und eifervolle Missionare beteiligt, die den Sitten und der ernsten Strenge jener Zeit entsprechend wegen ihrer zündenden Beredsamkeit beim Volke hoch geschätzt waren. "Aus solchen Kundgebungen der Strenge, die im Grunde die mütterliche Sorge der Kirche und das Heil der Seelen und um die sittlichen Werte der Kultur zeigten, darf man jedoch nicht schließen, daß das Christentum sozusagen eine völlige Verwerfung der Pflege des Leibes und seines äußerlichen Schmuckes verlange. Wer so folgern würde, hätte vergessen, was der Völkerapostel schrieb: 'Die Frauen mögen sich mit einem schicklichen Gewande in Sittsamkeit und edlem Anstand schmücken'."

Die Kirche bejaht den Leib

Die Kirche tadelt und verurteilt also nicht die rechte Zier des Leibes, so fuhr Pius XII. fort, aber sie warnt die Gläubigen stets vor den leichtfertigen Abirrungen der Mode. Diese bejahende Einstellung der Kirche zum Leib rührt von wesentlichen höheren Beweggründen als jenen rein ästhetischen und sinnlichen her, die vom neuen Heidentum unserer Tage wieder aufgenommen worden sind. "Die Kirche weiß und lehrt, daß der menschliche Leib, das Meisterwerk Gottes in der sichtbaren Welt, zum Dienste der Seele vom göttlichen Erlöser zum Tempel und Werkzeug des Heiligen Geistes erhoben wurde und als solcher geachtet werden muß. Seine Schönheit darf darum nicht als Selbstzweck verherrlicht werden, um so weniger, wenn dadurch diese erworbene Würde des Leibes herabgesetzt wird."

Wenn das Gewissen spricht

Es ist unleugbar, daß es neben einer anständigen Mode eine andere, schamlose gibt, die Ursache zur Verwirrung ordentlich gesinnter Menschen, wenn nicht gar Anreiz zum Bösen wird. Es ist immer schwierig, mit allgemeinen Normen die Grenze zwischen einer anständigen und unanständigen Mode zu zeigen, weil die morale Bewertung der Mode von vielen Umständen abhängt, wie den Unterschieden der Zeit und Länder, der Menschen und der Erziehung. Trotzdem ist das kein Grund, von vornherein auf ein sittliches Urteil über diese oder jene Mode zu verzichten, die im Augenblick die Grenzen der normalen Schamhaftigkeit überschreitet. "Diese spürt unmittelbar, ohne gefragt zu werden, wo sich die Frechheit und die Verführung, die Vergötzung der Materie und der Luxus oder auch nur der Leichtsinn einschleicht. Und wenn die Meister der schamlosen Mode auch sehr geschickt darin sind, die Verführung zwischen andere ästhetische und an sich anständige Elemente der Kleidung hineinzuschmuggeln, so ist leider die menschliche Sinnlichkeit noch gewandter, den Zauber zu entdecken und bereitwillig auf sich wirken zu lassen. Andererseits ist die größere Empfindsamkeit, mit der manche die Hinterhältigkeit des Bösen wahrnehmen, keineswegs zu tadeln, als ob sie nur von einer inneren Verkommenheit herkäme, sondern sie ist im Gegenteil das Anzeichen eines sauberen Geistes und der Wachsamkeit über die Leidenschaften. So wechselnd auch die Beurteilung der Mode sein mag, so gibt es doch immer ein Absolutes, das gerettet werden muß, sobald man die Mahnung des Gewissens, seine Wahrung vor der Gefahr, vernommen hat. Die Mode darf nämlich niemals zur nächsten Gelegenheit für die Sünde werden."

Das verhüllte Böse

Hinter einer schamlosen Mode, so betonte der Hl. Vater, steht zunächst die böse Absicht ihrer Urheber." Wo die Modeschöpfer vorhaben, mit ihren Modellen unreine Vorstellungen und Reize zu erregen, fehlt es ihnen, auch ohne daß sie bis zum Äußerlichen gehen, nicht an einer Technik der verhüllten Bosheit. Sie wissen unter anderem, daß die Kühnheit auf diesem Gebiet nicht über gewisse Grenzen hinausgetrieben werden kann, aber sie wissen ebenso, daß die gewünschte Wirkung auch in naher Entfernung von diesen Grenzen erzielt wird und daß eine geschickte Vermischung von künstlerischen und ernsthaften Elementen mit anderen, minderwertigen, viel besser geeignet ist, die Phantasie und die Sinne zu überwachen. Sie geben damit den Personen, die auf eine solche Wirkung aus sind, das ihnen erwünschte Modell, ohne daß sie — so meinen

sie wenigstens — den guten Namen an anständigen Personen bloßstellen. Jede Gesundung der Mode muß darum ihren Anfang nehmen bei der Absicht derer, die die Modelle entwerfen, und jener, die sie anziehen. Bei den einen wie den anderen muß das Gewissen wieder geweckt werden, daß sie verantwortlich sind für die verderblichen Folgen, die von einer allzu gewagten Kleidung herrühren, besonders wenn diese auf öffentlicher Straße getragen wird."

Näher betrachtet, so sagte der Hl. Vater, hängt die Unsittlichkeit mancher Moden zum größten Teil von Übertreibungen ab, sei es der Unbescheidenheit oder des Luxus. Was der Schnitt der Kleidung betrifft, soll man sich nicht nach der Einschätzung einer dekadenten oder schon verdorbenen Gesellschaft richten, sondern nach den Anschauungen von Menschen, welche die Würde und den Ernst der öffentlichen Sitten hochschätzen. Häufig sagt man, gleichsam mit einer trägen Ergebung, die Mode drücke eben die Sitten und Gebräuche eines Volkes aus. Aber es wäre genauer und viel nützlicher, wenn man sagen würde, sie drücke den W i l l e n und die sittliche Richtung aus, die eine Nation einschlagen will, um also entweder Schiffbruch zu erleiden durch ihre Zügellosigkeit oder aber sich auf jener Höhenlage zu halten, auf welche die Religion und die Kultur sie gehoben haben.

Der beleidigende Luxus

Nicht weniger verderblich, wenn auch in anderer Hinsicht, sind die Übertreibungen der Mode, wenn sie die Gier nach Luxus befriedigen will. "Das sogenannte Verdienst des Luxus für die Arbeitbeschaffung ist ganz gering, und es wird fast immer zunichte gemacht durch die schweren Störungen, die daraus für das private und öffentliche Leben hervorgehen. Abgesehen von der Vergeudung des Reichtums, die der übertriebene Luxus von seinen Anbetern verlangt, bis sie meistens von ihm verschlungen werden, ist solcher Luxus immer eine Beleidigung für den redlichen Menschen, der von seiner eigenen Arbeit lebt, und ein Hohn auf die Armut, weil er allzu mühelose Gewinne zur Schau stellt oder den Lebenswandel dessen verdächtig macht, der sich mit diesem Luxus umgibt. Wo aber das sittliche Gewissen nicht mehr ausreicht, den Gebrauch der Reichtümer zu mäßigen — selbst wenn diese auf ehrenhafte Weise erworben sind, und wo sich beängstigende Schranken aufrichten zwischen den verschiedenen Volksschichten, wird schließlich die ganze Gesellschaft bergab treiben, entnervt vom Wettlauf nach dem Trugbild einer materiellen Glückseligkeit."

Diese Warnung von den schädlichen Auswüchsen der Mode, so betonte Pius XII. wolle keineswegs den schöpferischen Schwung der Modekünstler unterdrücken und die Mode nicht zu Starrheit, Eintönigkeit oder düsterer Strenge verurteilen. Sie wolle vielmehr nur den rechten Weg zeigen, wie die Mode der kulturellen und christlichen Tradition treu bleiben kann. Dazu nannte der Papst drei Grundsätze, nach denen sich die Modeschöpfer wie auch ihre Kundschaft richten müssen.

Drei Grundsätze für den Christen

Der oberste Grundsatz ist: Man darf dem Einfluß der Mode, im guten wie im bösen Sinne, nicht zu wenig Wichtigkeit beimessen. Die Gesellschaft (und auch der Einzelne) spricht gleichsam mit der Kleidung, die sie anlegt. Die Kleidung offenbart ihr Inneres, ihre geheimen Bestrebungen, und sie kann, wie schon gesagt, dazu beitragen, die Zukunft eines Volkes aufbauen oder sie zu zerstören. "Der Christ aber wird sich an die hohe Reinheit erinnern, die der Erlöser von seinen Jüngern auch in Blicken und Gedanken verlangt, und er wird auch an die Strenge denken, die Gott gegenüber den Ärgernisgebern kundgetan hat. Es sei an dieser Stelle auch jenes machtvolle Wort aus dem Propheten Isaias ins Gedächtnis zurückgerufen, wo die Schmach vorhergesagt wird, die über die heilige Stadt Sion wegen der Schamlosigkeit ihrer Töchter kommen werde."

Der zweite Grundsatz ist der, daß man Herr über die Mode sein muß und sie nicht der Laune überlassen oder gar ihr Sklave werden darf. "Das gilt für die Modeschöpfer, von denen das Gewissen verlangt, sich nicht blindlings dem verderbten Geschmack zu unterwerfen, den vielleicht die Gesellschaft zeigt oder besser gesagt

---

Bitte der Heimatvertriebenen

Der Tag ist trüb und regenschwer,
Durch nasse Straßen stöhnt der Wind;
die Herzen stumm, die Augen leer,
kein Ort, wo wir zu Hause sind!

Und die Gedanken schmerzvoll gehn,
gehn immerzu und ohne Ruh;
wir möchten nur noch einmal sehn
dein Angesicht, o Mutter, du!

Des Nachts im Traume hören wir
die Wälder rauschen, Glockenklang,
und kehren wieder heim zu dir,
nach der wir rufen sehnsuchtsbang!

Du Mutter,der das Land gehört,
das unser war — sieh uns're Not!
Wir sind verlassen und verstört,
die Heimat ist von Blut so rot!

O Mutter Gottes, neige du
uns Armen dich und laß uns stehn
in deiner Gnade, deiner Ruh'
laß uns die Heimat wiedersehn!

Edgar Schacht

nur ein Teil von ihr, und nicht immer der wegen seiner Weisheit beachtenswerteste. Aber der Grundsatz gilt auch für die Einzelpersonen, von denen ihre Würde fordert, daß sie sich mit freiem und erleuchtetem Gewissen von dem Zwang bestimmter Geschmacksrichtungen frei halten, besonders wenn sie in moralischer Hinsicht zweifelhaft sind. Herr über die Mode sein, besagt auch, daß man sich mit Festigkeit gegen Strömungen stellt, die den besten Überlieferungen widersprechen."

Der dritte Grundsatz ist die Beachtung des "Maßes", das heißt das M a ß h a l t e n auf dem ganzen Gebiet der Mode. Der Geist der Mäßigung muß das Verlangen nach Luxus,die Eitelkeit und die hemmungslosen Launen zurückdrängen. Vom Sinn für das Maß müssen sich vor allem die "Modellisten leiten lassen, wenn sie die Linie und den Schnitt entwerfen und die Verzierungen eines Kleides auswählen, in der Überzeugung, daß das Maßhalten die beste Mitgift der Kunst ist. "Es liegt Uns fern", so fügte der Hl. Vater hinzu, "zu alten, überholten Formen zurückkehren zu wollen — obwohl diese in der Mode nicht selten als 'Neuheiten wiederkehren. Lediglich um den dauernden Wert des Maßhaltens zu zeigen, möchten Wir die heutigen Modekünstler einladen, einmal unter den Meisterwerken der klassischen Kunst einige weibliche Figuren von unbestrittenem ästhetischem Wert zu betrachten, bei denen das Gewand, von christlicher Schamhaftigkeit geprägt, ein würdiger Schmuck der Person ist, deren Schönheit sich damit wie in einen einzigen Triumph eines wunderbaren Adels verbindet."

Der Hl. Vater schloß mit der Aufforderung an seine Zuhörer und alle Christen, sich mutig an dem Kampf zu beteiligen, der das Ziel hat, die öffentliche Sittlichkeit zu heben. Die Christen dürfen auch in diesem Kampf nicht furchtsam sein und wie jenes kleine Heer des großen Judas Makkabäus sprechen: "Wie können wir paar Leute gegen eine solche gewaltige Menge kämpfen?" (1 Makk. 3:17), sondern sie müssen Mut schöpfen aus der Antwort, die der große Kämpfer für Gott und sein Vaterland darauf gab: "Nicht auf des Heeres Größe beruht der Sieg, sondern die Kraft kommt vom Himmel." –

Weltweites Beten

Als noch die Postkutsche übers Land fuhr, Stafettenreiter eilige Meldungen beförderten, die Segelschiffe wochenlang über den Ozean fuhren, da sickerten da Nachrichten spärlich, da lebten die Menschen weithin abgeschlossen von den Ereignissen der übrigen Welt.

Wir Menschen von heute dagegen werden so rasch über das Neueste in aller Welt informiert, wie nie Menschen vor uns. Wenn heute der Präsident eines Staates erkrankt, irgendwo ein großes Unglück passiert, ein bedeutender Politiker eine wichtige Reise unternimmt, dann bringt es der Rundfunk in den nächsten Nachrichten, beim Frühstück können wir darüber in unserer Zeitung lesen, Fernsehen und Film-Wochenschau führen das im Bilde vor.

"Zum erstenmal" — so schrieb vor elf Jahren Kardinal Suhard von Paris("Aufstieg oder Niedergang der Kirche?") — "lebt der Erdenkreis im gleichen Rhythmus, im gleichen Hier und Jetzt." Im christlichen Raum bemüht man sich, die Menschen anzuregen, daß sie den vielen Nachrichten und Bildern aus aller Welt in Zeitung, Rundfunk, Fernsehen und Film-Wochenschau nicht kritiklos gegenüberstehen. In Vorträgen und Kursen spricht man darüber, wie man Zeitungen lesen, wie man Rundfunk hören, wie man Filme ansehen soll. Mit diesen Bestrebungen erfüllt man Forderungen des Papstes.

Jetzt erhebt sich die Frage: Ist das alles, was wir tun können? Als Beispiel dafür, wie man sich noch verhalten könnte, diene eine Wochenschau. Nehmen wir doch einmal an, wir hätten soeben eine Wochenschau gesehen. Jetzt lassen wir unsere Phantasie spielen. Wir fragen uns: Wo werden diese Menschen in 50 Jahren, in 70 Jahren, in 100 Jahren sein? "Unter dem Boden", antwortete unlängst einer auf diese Frage. Unter dem Boden wird der Leib sein.

Aber die Seele . . .?

Mit dieser Frage wird hinter dem vordergründigen Geschehen der Wochenschau ein Vorhang weggezogen. Dann ist der Blick frei für die Ewigkeit.

Auch für die beiden Boxer, die soeben in der Wochenschau aufeinander lostrommelten — auch für die Schönheitsköniginnen, die auf dem Laufsteg dahertänzelten — auch für den Politiker, den wir in der Wochenschau bei der Erfüllung irgendeiner Repräsentationspflicht sahen — für jeden Menschen, der uns in der Wochenschau begegnete, ist in 50 Jahren, in 70 Jahren, in 100 Jahren die entscheidende Entscheidung, die Entscheidung über sein Heil, gefallen.

Werden die Menschen, die wir in der Wochenschau gesehen haben, ihr ewiges Ziel erreichen? Sollen wir uns darum kümmern? ("Bin ich der Hüter meines Bruders?")

Gott will, daß wir uns kümmern um die Seele der Menschen, die mit uns leben und über die wir durch das heutige Nachrichtenwesen immer wieder neues erfahren.

Der gläubige Mensch von heute umfaßt den Globus. Er trägt seine Bitten für alle Menschen, die mit ihm leben, dem Herrgott vor. Damit ist sein Horizont ausgeweitet, sein Gebet weltumspannend, sein Herz aus der Ich-Verkrampfung herausgelöst.

Ein solches Beten ist wahrhaftig katholische Antwort auf alle Nachrichten und Sensationen, die an den Menschen von heute auf so vielerlei Wegen herangetragen den.

Ein Beten, das den Globus umfaßt. –

Das Model des Malers

In einem entlegenen italienischen Fischerdorf hatt Antonio Fonti endlich sein Modell entdeckt. Nicht, als ob Rom arm gewesen wäre an schönen und tugendhaften Frauen, aber erst das Fischermädchen Agnella entsprach ganz der Vorstellung, die er von "seiner Madonna" im Herzen trug. Erst als er ihren Eltern hoch und heilig versprach, es werde sich bei seiner Arbeit keine Liebschaft entwickeln, gaben sie ihre Einwilligung, handelte es sich doch um ein Madonnenbild!

Als aber der Sternenkranz um das Haupt der "Unbefleckten Empfängnis" vollendet war, hielt Fonti offiziell um die Hand der schönen Fischerstochter an. Sie selbst erfuhr erst jetzt von seiner Liebe, so hatte er sein Wort nicht gebrochen und die Eltern gaben ihren Segen.

Die zahllosen Freunde, die zur Hochzeit kamen gratulierten und warten zugleich. Wie konnte so etwas gutgehn — Agnella, diese Einfalt und der berühmte städtische Künstler! Fonti beschämte alle, die ersten beiden Ehejahre brachten nicht nur dem Maler einen Sohn, sondern Agnella ungetrübtes Liebesglück. Umso überraschender kam nach dem vierten Jahr für alle die Nachricht von seiner Scheidung. Nicht nur aus Großmut hatte Fonti alle Schuld auf sich genommen. Jeder, der das berüchtigte Malermodell Bianca kannte, wußte, daß sie die Hand im Spiele hatte. Der Maler verteidigte sich lahm: Er lasse auch jetzt noch nichts auf Agnella kommen, aber sie hätten doch am Ende nicht zueinander gepaßt.

Die Fischerstochter zog zurück zu ihren Eltern ans Meer und nahm ihren Knaben mit — und jenes Bild der "Unbefleckten", das Antonio Fonti zur Zeit ihrer Jugendliebe gemalt. . . . Dann hörte man nichts mehr von ihr. Mit dem Stolz einfacher Leute verzichtete sie auf seine Unterstützung. Die bösen Zungen, welche ein rasches Scheitern der zweiten Ehe des Malers voraussagten, schienen Unrecht zu haben. Erst sieben Jahre später, als die kinderlos gebliebene Bianca von einem "Hausfreund" im Anfall von Eifersucht erschossen wurde, munkelte man allerlei. Antonio Fonti verteidigte sich nicht, aber kurze Zeit danach zog er aus Rom weg, in die Berge um den Monti Cassino.

War es die Einsamkeit, die Verbitterung, der sinkende Ruhm, die ihn zu einem stillen Einzelgänger machte, der die Gesellschaft mied, die ihm früher so viel bedeutete? In jenen Kreisen wurde viel davon geflüstert, Antonio Fonti habe nach seiner ersten Frau gesucht, aber die sei seit dem Tode ihrer Eltern verzogen und verschollen. Die große Welt vergaß der Maler bald, niemand wußte recht, wovon er leben mochte.

Rund zwanzig Jahre vergingen, der Sonderling Fonti war im Gebirge ein Bekannter geworden, der ruhelos durch die Täler streifte. Der zweite Weltkrieg kam und mit ihm das Grauen um den Monte Cassino. Auch der alternde Maler half die Heimat zu verteidigen mit den letzten Reserven. Nach einem Angriff wurde er in ein entlegenes Bergdorf verschlagen, das er noch nicht kannte. Als man am Abend die Schwerverwundeten und Toten ins Tal hinabschaffte, erlebte er den Jammer der Mütter, die um ihre Söhne klagten. Eine aber rührte besonders sein Herz.

Die Frau kniete vor ihrem toten Sohn, der vor ihr am Boden lag, und sie war stumm in allem Leid. Kein Händeringen, kein Jammern und Schreien. Sie kauerte wie erstarrt von Schmerz. Das frühweiße Haar hing ihr bis auf die Schultern — "Pieta", — so mußte die Pieta (Schmerzensmutter) aussehen!

Ja, jetzt wußte Fonti, daß er doch noch einmal zum Pinsel greifen würde, und es sollte ein Werk der Sühne werden, wenn er heil zurückkehrte! —

Er hatte den Namen jener Frau nicht notiert, aber er ging auf die Suche nach ihr, als der Monte Cassino längst einem Schauplatz des Grauens glich und der Kriegsdämon sein Schwert in die Scheide gestoßen hatte. Nun würde er die Fremde bitten, das Modell seiner "Schmerzensmutter" zu werden, war doch ein halbes Jahr inzwischen dahingegangen und sie würde gewiß die Fassung haben, ihn anzuhören. Die Leute hatten ihm gesagt, die Frau sei Witwe.

Als er auf sein Klopfen Einlaß erhielt und das bescheidene Häuschen betrat, schrack er zusammen. Von der Stirnwand der Stube leuchtet die "Unbefleckte Empfängnis", sein Bild der Jugendjahre, ihm entgegen. Und nun erkannte er die Frau, die darunter stand und ihm still und groß entgegensah — wie hatte Krankheit, Gram und Alter sie verwandelt — ihr weißes Haar war eine einzige Anklage gegen ihn, aber ihr Mund schwieg, wie er vor dem toten Sohn geschwiegen hatte. . . .

Der kleine Raum begann sich um den Maler zu drehen. Der Schwächeanfall war nicht allein eine Folge der Kriegszeit. Als er zu sich kam, blickte er als erstes in die großen sanften Augen, die ihn schon einmal so sehr bezwungen hatten — Mutteraugen voll Wissen, Leid und Trost.

Das eine, das not tut, ist: absolut nicht auf sich selbst hinzuschauen. Die umfassendste aller Sünden ist die Selbstsucht. Bekümmertheit über unsere eigene Seele ist für gewöhnlich mit Selbstsucht verbunden. Wir möchten, wie wir denken, nur zu Gottes Ehre heilig sein, aber wir verlangen dabei ebenso nach unserer eigenen Befriedigung. Es ist so schwierig, sich klarzumachen, daß wir, solange wir selbstzufrieden sind, niemals wirklich heilig sein können; und daß unser großes Ziel sein sollte, sich über unsere Unzufriedenheit mit uns selbst zu freuen.

Abt H. John Chapman

Antonio, fürcht dich nicht", sagte sie leise, die Hand auf seiner Schulter, "alles ist Gnade — wir haben beide gelitten und alles war Sühne. Ich wußte, du würdest einmal zurückfinden — ein Jammer nur, daß unser Sohn es nicht mehr erlebte!"

Erst nach langer Zeit fand der Maler Kraft, sie zu fragen, wie es denn möglich sei, daß sie ihm verzeihen konnte? Ein schwaches Lächeln ging über ihr verhärmtes Gesicht.

"Ich wußte von Anfang an, Tonio, daß die "Unbefleckte" auch die "Pieta" ist, das kann man nicht trennen. Wenn ich würdig war einmal Modell für die "Unbefleckte Empfängnis" zu sein, so mußte ich auch aushalten, als ich bestimmt wurde, an ihrem Leid teilzunehmen."

Der Maler schwieg erschüttert.

Er hatte die Kunst gehabt, sie aber den Glauben.

Und sie erlebten, daß der Name Fonti noch einmal auflebte, als das Gemälde der "Pieta" berühmt wurde. Er aber zog sich zurück aus diesem Leben der Eitelkeiten in die große Stille, die ihm die Gnade der Buße geschenkt. Mit Agnellas Einwilligung wurde er ein büßender Mönch, als auf den Trümmern des Monte Cassino der Glaube seinen Sieg feierte in dem neu errichteten Kloster. Er wußte, daß drunten im Tale eine Frau betend half, den Weg der Sühne zuende zu gehen. . . . –

Die Schwester

von Fritz Müller-Partenkirchen

Mitten in den Wirren brach der Kommunist zusammen, Sie brachten ihn ins Krankenhaus.

Da lag er fiebernd in den Kissen, und die Schwester kam und ging. Er schlug um sich und stöhnte und die Schwester kam und ging. Die Ärzte zuckten mit den Schultern, und die Schwester kam und ging.

Einmal aber wurde es in ihm hell für einen Augenblick, und es fiel ihm unter Büchern, die man ihm zu lesen brachte, eine Schwesternordnung in die Hand, als die Schwester kam und —

"Schwester, bitte, wißt Ihr, wie ich krank wurde?" "Nein."

"Ich kämpfte bis aufs letzte um höhere Löhne für die Dienenden."

"Ja."

"Euch vergaß ich."

Er sah auf das Blatt: "Ihr verdient die Hälfte einer Dienstmagd."

Die Schwester schwieg.

"Und ein Viertel eines Laufmädchens." "Ja."

"Habt Ihr Euch niemals einen höheren Lohn gewünscht?"

"Doch. Als wir unseren Lohn an die Familie eines unserer Heizer schenkten, der verunglückt war — er genas dann wieder", setzte sie hinzu.

"Und hat wohl mit uns Kommunisten mitgestreikt, als wir auch im Krankenhaus ohne Heizung waren?"

"Ja", sagte sie, bettete die Kissen auf, lächelte und ging.

Dann kam der Arzt und staunte. Der Kranke genas von der Stund an.

Wann wird das kirchliche Begraebnis verweigert?

Das kirchliche Begräbnis ist ein Ehrenrecht des Katholiken und die Verweigerung ist eine Strafmaßnahme, die in bestimmten, im kirchlichen Gesetz genau vorgesehenen Fällen, verhängt wird. Nicht weniger als 40 Canones (1203 bis 1242) behandeln die mit dem Begräbnis zusammenhängenden Fragen. Canon 1240 zählt sechs Personengruppen auf, denen das kirchliche Begräbnis verweigert werden muß, wenn sie vor dem Tode kein Zeichen der Reue gegeben haben:

1. Abgefallene Angehörige einer häretischen oder schismatischen Sekte und notorische Mitglieder von freimaurerischen Gesellschaften gehen des kirchlichen Begräbnisses verlustig.
2. Ein Katholik, der für ein Vergehen mit Ausschluß aus der Kirche (Exkommunikation) bestraft wurde und zu Lebzeiten nicht mehr die Lossprechung von dieser Exkommunikation erreicht hat, kann nicht kirchlich eingesegnet werden.
3. Selbstmörder, die sich mit freier Überlegung das Leben genommen haben, dürfen ebenfalls nicht kirchlich beerdigt werden. Stellt jedoch der Arzt fest, daß die Tat nicht im Zustand klarer Besinnung geschehen ist, also nicht die volle Verantwortung für sein Tun vorhanden war, trifft ihn die Härte des Gesetzes nicht.
4. Sind von der kirchlichen Beerdigung auch jene ausgeschlossen, die in einem Duell gefallen sind oder an einer im Duell erhaltenen Wunde gestorben sind.
5. Können nicht kirchlich eingesegnet werden, welche die Verbrennung ihrer Leiche angeordnet haben. Lassen die Angehörigen gegen den Willen des Verstorbenen die Verbrennung durchführen, so trifft den Verstorbenen die Strafe der Verweigerung einer kirchlichen Beerdigung nicht.
6. Muß das kirchliche Begräbnis auch sonstigen öffentlichen und offenkundigen Sündern verweigert werden. Unter diese Bestimmung fallen Personen, die im Konkubinat oder in einer nur staatlich geschlossenen Ehe leben; Personen, die längere Zeit ihre Osterpflicht nicht erfüllt haben und auch vor dem Tode den Empfang der Sakramente ausdrücklich zurückgeweisen usw.

Bei dem immer mehr überhandnehmenden Ehewirrwarr ist es verständlich, daß gerade dieser Fall am häufigsten zur Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses Anlaß gibt, zumal wenn der Tod plötzlich kommt, so daß keine Gelegenheit mehr ist, ein Zeichen der Sinnesänderung und Reue zu geben. Kein Priester wird Genugtuung darüber empfinden, daß er das kirchliche Begräbnis verweigern muß, sondern jedem Seelsorger ist ein solcher Fall mindestens ebenso schmerzlich wie den betoffenen Angehörigen. Aber es geht nicht an, die Kirche einfach als Leichenbestattungsanstalt zu betrachten, die gegen gewisse Beträge für eine schöne Aufmachung des Begräbnisses zu sorgen hat.

Mit der Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses ist kein Urteil über das Schicksal der Seele gesprochen. Das steht Gott allein zu. Wir haben weder das Recht, am Grabe jemand heiligzusprechen, noch das Recht, jemanden zu verdammen.

Die Lossprechung

von Lucy Housse

Auf dem kleinen, halb von Heidekraut überwucherten Rundweg, der sich um die hohen Felsen schlängelte, ging der Pfarrer von Trégonec dahin, um seine alte Mutter zu besuchen, die sich darauf versteifte, allein in ihrem kleinen Haus zu wohnen.

Es war ein schöner Septembertag, der Pfarrer in bester Stimmung. Noch nie hatte ihm das Meer so blau und der Geruch der Algen längs der Küste seiner bretonischen Heimat so würzig geschienen.

Plötzlich trat etwa fünfzig Meter vor ihm ein Mann aus einem Busch, blaß, mit verwirrtem Haar, die Augen traten ihm fast aus den Höhlen. Als er nur noch einige Schritte von dem Pfarrer entfernt war, fragte er:

"Sind Sie der Dorfpfarrer?" Auf des Priesters bejahende Antwort setzte er hastig mit leiser Stimme hinzu: "Ich möchte beichten."

"Jetzt? Zu dieser Stunde? Na schön, kommen Sie, zur Kirche ist's nicht weit, hier kommen häufig Bauern vorbei."

Im Beichtstuhl fing der Fremde gleich zu reden an:

"Ich kann nicht erklären, wie es gekommen ist. Nach kaum einer halben Stunde verstehe ich es schon nicht mehr. Aber ich bin kein schlechter Mensch. Sie müssen mir die Lossprechung geben, sonst gehe ich ins Wasser. Nur das Elend und der Hunger sind schuld daran. Wie soll ich Ihnen nur alles erzählen?"

Er verwirrte sich. Der Pfarrer beruhigte ihn mit einigen Worten, worauf der andere ruhig zu reden begann. Infolge eines Streikes war er aus der Fabrik entlassen worden und aufs geradewohl über Land gewandert, von Hof zu Hof, hatte hier und dort als Taglöhner gearbeitet. Dann fand er keine Arbeit mehr, seit drei Tagen hatte er nichts mehr gegessen, als er ans Meer kam auf einen kleinen Hof, wo eine alte Frau wohnte.

Ein kleines, niederes Haus mit grüngestrichenen Läden?" fragte der Pfarrer mit erstickter Stimme.

"Ja, mit grünen Fensterläden. Ich bin eingetreten und habe um Essen gebeten. Wahrscheinlich war ich erschreckend anzusehen, denn die Alte schrie angstvoll auf. Und da weiß ich nicht, was in meinem Kopf vorgegangen ist, aber ich habe rot gesehen. Ich bin auf sie zugesprungen und habe sie gewürgt, und es war mir, als tue das nicht ich, sondern ein anderer. Plötzlich merke ich, daß sie sich nicht mehr rührte und auch nicht mehr atmete. Da bin ich fortgelaufen und Ihnen begegnet."

Atemlos hielt der Mann inne; der Pfarrer sagte kein Wort. Er betete. Nie hatte er eine solche Qual verspürt. Er rang mit Gott. Ihm schien, als sagte ihm der Allmächtige; 'Du bist hier oberster Richter, denn es handelt sich um deine Mutter.' Und der Pfarrer fühlte, daß sein Herz sich auf die Seite der rächenden Vergeltung neige.

Dann hörte er wieder das stoßweise Atmen des Mannes, der von ihm Vergebung erwartete. Ein anderes Bild drängte sich ihm auf: er sah das Heer der Elenden, die Verdammten auf Erden, denen niemand eine rettende Hand reicht.

"War es eine alte Frau, mit grauen Haaren?"

"Ja, ihre Haare waren grau."

Schweigend griff sich der Priester an die Brust und betete noch inbrünstiger, um nicht weinen zu müssen.

Dann erteilte er die Lossprechung.

"Und jetzt", sagte er flüsternd, "gehen Sie schnell fort. In der Stadt Brest haben Sie die meisten Chancen, Arbeit zu finden. Hier etwas auf den Weg."

Mit gestammelten Worten des Dankes erhob sich der Mann und verschwand. Gleich nach ihm verließ der Pfarrer eilig die Kirche. Draußen lag heller Sonnenschein. Einige junge Mädchen kamen des Weges und boten ihm einen freundlichen Gruß; er fand die Kraft, ihr Lächeln zu erwiedern. Er zwang sich, bei einem alten Mann stehenzubleiben, der von einem kranken Pferd redete, und bei einem andern, der ihm er-

Weltmission kurz belichtet

Die Zahl der Missionskräfte der katholischen Kirche stieg in den vergangenen 50 Jahren (1907–1957) von 37 646 auf 97 848.

Von den 218 Millionen Einwohnern Afrikas waren bis zum 30. Juni 1957 20 018 531 katholisch; über drei Millionen Afrikaner bereiten sich auf die hl. Taufe vor.

Von den 1345 Millionen Einwohnern Asiens sind nur 14 Millionen katholisch.

Von den über tausend katholischen Priestern in Japan sind bereits 320 Japaner; in 142 japanischen Städten mit über 30 000 Einwohnern gibt es noch keine katholische Kirche.

Die Philippinen sind in Ostasien die einzige katholische Nation. Von den 20.8 Millionen Einwohnern sind über 17 Millionen katholisch (81.7 Prozent); von den 37 Leitern der philippinischen Hierarchie sind 23 auf den Philippinen geboren; auf einen katholischen Priester entfallen rund 5900 katholische Filipinos zur seelsorglichen Betreuung.

Von den über 80 Millionen Einwohnern Indonesiens sind 1.5 Millionen katholisch; 818 ausländische und 158 einheimische Priester arbeiten im Lande; von den Oberhirten des Landes sind drei geborene Indonesier.

Von den 357 Millionen Einwohnern Indiens sind fast 5.4 Millionen katholisch; von den 6000 katholisch Priestern des Landes sind 4600 geborene Inder.

In der Zeit von 1953–1956 stieg die Zahl der afrikanischen Katholiken um 20 Prozent, die der ausländischen Missionspriester um 15 Prozent, die der einheimischen Priester um 17 Prozent.

91 Prozent aller Bewohner Lateinamerikas bekennen sich zum katholischen Glauben; unter ihnen arbeiten 33 154 Priester; auf einen Priester entfallen rund 5000 Katholiken.

Die Vereinigten Staaten stellten vor 50 Jahren (1907) nur 21 Missionskräfte; heute sind 4751 Nordamerikaner im katholischen Missionsapostolat tätig. –

Besser haben - Besser werden

"Mein Kind soll es einmal besser haben als ich", hören wir immer wieder Mütter sagen, wenn sie von der Zukunft ihrer Kinder reden. Und es ist uns das verständlich. Jeder Mensch, besonders Frauen und Mütter haben ihr "Binkerl Sorgen" zu tragen, ein oft wohlgerütteltes Maß von Plage und Kummer. Da mag eine manchmal unzufrieden sein, des Tragens müde . . . Und wenn sie dann ihre Kinder vor sich sieht, denen ihre ganze große Liebe gehört, ist es ein Wunder, wenn der Wunsch in ihr lebendig wird, ihren Lieben möchte erspart bleiben, was sie drückt, sie möchten es einmal besser haben?

Können wir dem Kinde aber auch wirklich eine bessere Zukunft sichern, wenn wir ihm, wie viele es tun, von klein auf alles gewähren? Wird der Liebling es wirklich einmal besser haben, wenn wir ihm jedes Spielzeug, jedes Kleidungsstück, jede Nascherei kaufen, die es sich wünscht, wenn wir ihm von der Wiege an jeden Wunsch erfüllen? Wir werden es ihm dadurch wohl noch schwerer machen! Denn ein Mensch, der nicht von Kindheit an für die Schwierigkeiten des Lebens geübt worden ist, steht ihnen hilflos und ungeschützt gegenüber.

Viele Sorgen und Nöte können wir unseren Kindern gar nicht ersparen: Jedes muß sein Kreuz tragen! Wohl aber können wir den Kindern vielleicht das ersparen, was wir durch eigene Fehler und eigene Schuld auf uns geladen haben. Und so kommen wir zu dem richtigen Satz: Mein Kind soll einmal besser werden als ich. Gerade wenn wir wollen, daß es unsere Kinder besser haben als wir, müssen wir ihnen helfen, Fehler, die wir selbst gemacht haben, zu vermeiden. Freilich, jeder Mensch bleibt ein Geheimnis und gerade die innersten Bezirke unserer liebsten Angehörigen bleiben verschlossen und so können wir niemals mit Sicherheit sagen, ob das, was wir tun, Erfolg haben wird oder nicht.

Eines aber ist sicher: was wir mit Gottes Hilfe unseren Kindern anerziehen wollen, das müssen sie in der Familie vorgelebt finden. Wo Vater und Mutter nur an sich denken, wo Zank und Streit auf der Tagesordnung steht, dort kann auch das Kind nichts Gutes lernen. Wo Achtung voreinander, Liebe zueinander, Selbstlosigkeit und Opfersinn selbstverständlich sind, dort hingegen wird das Kind von den ersten Lebensjahren an lernen, in Liebe zu dienen, und so die Lebenshaltung sich aneignen, die das Fundament wahren Glückes ist.

Eine Mutter

---

zählte, daß er sein Haus aufstocken wolle.

Dann lief der Pfarrer wieder über den kleinen, halb von Heidekraut versteckten Weg und kam atemlos vor das kleine Haus der Mutter, in dem er nur mehr die Kuh und die paar Hühner vorfinden würde.

Den herrlichen Septembertag empfand der Herr von Trégonec nicht mehr; der Geruch der Algen war ihm widerlich.

Wie irre stürzte er ins Haus. Die alte Frau lag am Boden und schien leblos zu sein. Er hob sie auf und trug sie auf ihr Bett, da fühlte er, daß der Körper noch warm war und sie leise atmete. Er rieb sie mit Essig ein, aber es schien ihm unendlich lang zu dauern bis sie die Augen aufschlug. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, was geschehen war.

Sechsunddreißig Stunden wachte der Pfarrer an ihrem Lager; es gelang ihm, sie zu retten.

Zum erstenmal in seinem Leben hatte er versäumt, zur rechten Stunde die Messe zu lesen. -

Erste und letzte Hilfe

Neben dir — auf der Straße — bei der Arbeit — irgendwo — ist jemand verunglückt, liegt einer im Sterben. Was wirst du tun?

Einen Arzt holen! Die Polizei und Unfallhilfe rufen!

Selbstverständlich! Aber: denkst du auch an den Priester? Denkst du daran, daß ein Mensch vielleicht schon bald vor seinem Richter steht, wenn der Arzt sagt: Keine Hoffnung mehr.

Du bist verantwortlich für das ewige Leben eines Mitmenschen.

Täglich verunglücken viele Menschen. Auch in deiner Gegenwart kann es geschehen. Dir selbst kann der Tod unverhofft begegnen. Was erwartest du für diese Stunde? Volle Aussöhnung mit deinem Schöpfer und Richter.

Dazu hilf auch andern:

- **Besorge einem gläubigen Sterbenden sofort priesterlichen Beistand.**
- **Ist das nicht mehr möglich, so bete du mit dem Sterbenden oder für ihn ein Gebet der vollkommenen Reue aus Liebe zu Gott und zu Christus, der alle durch seinen Kreuzestod erlöst hat.**

Vergiß nicht, was auf dem Spiele steht:

Deine Hilfe kann einem Menschen das ewige Leben bringen. Durch dein Versagen kann ein Mensch für immer verloren gehen.

Leiste darum erste — und letzte Hilfe!

Das Reuegebet, das du kennen und können solltest:

Mein Herr und mein Gott, alle Verfehlungen meines ganzen Lebens tun mir von Herzen leid — nicht nur aus Furcht vor Deiner Strafe — sondern vor allem, weil ich gegen Dich, mein größter Wohltäter, so undankbar gewesen bin und weil ich Dich, unendlich guter Gott, dadurch beleidigt habe. Jesus Christus, durch Dein Leiden und Sterben hast Du mich erlöst. Ich vertraue fest auf Deine barmherzige Liebe und Güte. -

*

**Nur wer den Menschen liebt,
wird ihn verstehen —
wer ihn verachtet,
ihn nicht einmal sehn!**

Ein Opfer des Beichtstuhles

von **Adolf Innerkofler**

6. Fortsetzung

In aufgeregtem Sinnen eilte der Kommandant aus der feuchtkühlen Nebelluft hinein ins langgestreckte Gebäude und begab sich in sein weites, wohlig durchwärmtes Gemach. Rasch schritt er darin auf und ab, auf und ab.

Was er längst geahnt hatte, war nun klar. Schon lange hatte er gedacht, daß der Geistliche unschuldig sei. Nun wußte er es. — Aber er war in greulicher Verlegenheit. Sollte er eine Stafette dem Governeur Fouqué nachschicken? Denn selbst entscheiden durfte er ja nicht; nachdem einmal der Gouverneur selbst alles in der Hand hatte, schon gar nicht. — Aber wo war der eben jetzt? Draußen wälzten sich die Gefechte von Ort zu Ort und nach unverbürgten Nachrichten war Fouqué siegreich. — Oder sollte er die Stafette geradeaus zum König schicken, der vielleicht noch in dem eben zurückeroberten Breslau war? — D'O merkte in sich die strenge Pflicht, dem Unrecht ein Ende zu machen und dem Geistlichen wieder die Freiheit zu verschaffen. Aber eine leise, echt italienische Feigheit lähmte ihn auch wieder und ließ ihn sich hinter jedes Hindernis wie hinter eine von der Pflicht befreiende Unmöglichkeit verschanzen. Er war Söldling, fand im Dienste des Preußenheeres sein Brot. Wendete er sich geradeaus zum König, wurde ihm der Fouqué, der sich übergangen fühlte, abgeneigt, und der war doch einmal sein unmittelbarer Vorgesetzter. Und wendete er **sich an** Fouqué: bei desseen Gesinnung gegenüber katholischen Geistlichen war es nicht ausgeschlossen, daß er es übel nahm und ihm, dem Katholiken, es als voreingenommene Einmischung auslegte. Und wer weiß, ob er sich dazu schwang, dem durch die Todesangst erpreßten Widerrufe Nentwichs Glauben zu schenken? Auch der König? Ob nicht auch der es übel nähme? Unbestimmt war vor zwei Tagen die Kunde gekommen, daß der König alle Oberen der Breslauer Klöster hätte gefangennehmen lassen, weil sie beschuldigt wurden den vielen Desertionen Vorschub geleistet zu haben.

War es da nicht am besten, gar nichts zu tun? Wenigstens vorläufig? — Die Sache drängte doch nicht! Und dann? — Kommt Zeit, kommt Rat!

Er fuhr sich mit der Hand über das kleine, rundliche Gesicht und wurde ruhiger.

Da klopfte es und auf sein kurzes, scharfes *"Avanti!"* (Herein) trat eine Ordonnanz ein:

"Zu Befehl, Herr Kommandant! Sträfling Faulhaber wünscht vorgeführt zu werden!"

D'O wurde freundlich über das ganze Gesicht: "Ah, Pater Faulhaber? Er soll gleich kommen!"

"Jawohl, Herr Kommandant!"

Der Soldat ging. Pater Faulhaber trat ein. Überfreundlich trat der Befehlshaber ihm entgegen.

"Ah, Pater Andreas! — *Come sta?* — Wie geht es? — Wie geht es?"

Pater Andreas lachte über sein ganzes kindliches Gesicht: "O, danke der Nachfrage, Herr Kommandant. Gut, sehr gut; — Eine große Bitte hätt' ich."

"Ja, was denn? Was denn? — Alles erlaube ich Ihnen, was ich Ihnen erlauben kann!" Damit nahm er den Geistlichen leutselig unter dem Arm und ging mit ihm im Zimmer auf und ab.

"Morgen ist Christtag," begann Pater Andreas, "Ich habe meinen katholischen Kameraden zugeredet, und denken Sie sich, Herr Kommandant, bis auf zwei sind alle bereit zur Beichte zu gehen und morgen zur heiligen Kommunion. Ich bitte, daß ein Beichtvater, vielleicht der alte Pater Ignaz aus dem Minoritenkloster, heraufkommen darf."

"Aber natürlich," sagte der Kommandant freundlich, "sofort werde ich den Befehl geben, und wissen Sie was, Pater Andreas? Hören Sie ruhig auch selber Beichte! Vielleicht, daß sich mancher von Ihnen noch lieber eröffnet als einem Fremden!'

Der kindliche Geistliche überquoll vor Freude: "O," sagte er, "ich darf Beichte hören? — Da darf ich wohl", fast etwas scheu sah er dem Kommandanten ins Gesicht, "morgen am Christtag auch die heilige Messe lesen?"

"Aber ja, das dürfen Sie. Es wird einen recht schönen Gottesdienst geben in der Schloßkirche!"

"Dank, Dank, recht viel Dank!" sagte Pater Andreas, und D'O sah in seinen blauen Augen Tränen der Freude aufsteigen.

"Pater Andreas! Sie sind ein glücklicher Mann. Selbst in der Haft verläßt Sie die Freude nicht!" meinte der Kommandant.

"Ach wo! Ausgezeichnet geht es mir. Ich bin zufrieden, sehr zufrieden!"

In D'O regte sich etwas, es war ihm, als müßte er sprechen; doch er drückte es nieder und sagte bloß: "So gehen Sie mit Gott, Pater Andreas! Ich erlaube Ihnen alles!"

"Dank, nochmals Dank für diese Weihnachtsfreude!" sagte der mit tiefer Verneigung und ging.

Nicht einmal ihm hatte D'O Nentwichs Geständnis mitgeteilt. Anstatt daß er ernstlich sich nun um des Priesters Befreiung bemühte, hatte er ihm

nur doppelte Freundlichkeit gezeigt. — Er war sonst ein guter Mensch, der Kommandant, doch steckte in ihm eine Pilatusseele. Wie ja auch Pilatus aus dessen Vaterlande stammte, aus Italien, dem Lande des *"sacro egoismus."* — Nun war es erst ganz ruhig, hatte es doch der Geistliche selbst gesagt, daß er glücklich sei; was sollte er sich noch voreilig bemühen und am Ende selbst Unannehmlichkeiten haben?

8. Des Königs Gericht.

Ein flirrend klarer, in diesem Jahr besonders kalter Christmorgen stieg über Glatz auf. In der kleinen Schloßkirche knieten die Sträflinge dichtgedrängt und wirklich in Andacht versunken. Pater Andreas stand am Altare im weißen, goldschimmernden Meßkleide. — Unter den Sträflingen kniete auch Leopold Aster, der unglückliche Geistliche, der sich durch seine Geschmeidigkeit als Kaplan die Gunst Forqués einst derart erworben, daß er ihm einen ausdrücklichen Befehl des Königs erwirkt und ihn geradeaus vom Kaplan zum Großdechanten der Grafschaft gemacht hatte. Mit einem gewissen Neid sah er nun auf den armen, kindesseligen Geistlichen vorne am Altare. Wie der glücklich war! Auch mitten in harter, ungerechter, schmählicher Gefangenschaft! Man sah es seinem ganzen Gehaben an. Der hatte aber auch nichts anderes gesucht als in allem treu und eifrig seine Pflicht zu tun, während er leider zu sehr das Geld geliebt hatte. Düstere Bilder stiegen in ihm auf. Innere Vorwürfe, was er da und dort getan habe. — Und er sah die Szene, da er verhaftet wurde, er, der wohlbestallte Pfarrer von Reinerz; wie er in der gleichen Zelle am Böhmischen Tore, in der vor kurzem auch jener Geistliche dort am Altare gewesen war, in Gefangenschaft saß und jetzt neben demselben auch hier im Stockhause sein mußte. Selbst das schmähliche Gassenkehren auf dem Stadtplatz war ihm nicht erspart geblieben! Eine tiefe Bitterkeit hatte den Armen erfaßt. Er vermochte kaum sich zu einigen Gebetsgedanken zu erheben.

Indessen war Pater Andreas zur Kommunion der Messe gekommen. Bauer Dittert, der ministrierte, schwang kräftig das Glöcklein beim *"Domine non sum dignus"*. Alle bekreuzten sich und klopften an die Brust, auch Leopold Aster.

Andächtig empfing Pater Andreas die heilige Hostie und den Kelch des Herrn.

Dann wandte er sich um und überschaute mit mildem, seligem Lächeln die große Schar: "Gelobt sei Jesus Christus!"

"In Ewigkeit. Amen," tönte es in rauhem Männerchor.

"Der Herr Kommandant hat mir Erlaubnis gegeben "zu allem". So werde ich wohl auch eine kleine Predigt halten dürfen, heute am Christfest; bin ich doch noch immer der Schloßprediger!

"Von ganzem Herzen wünsche ich euch und uns allen heute eine rechte Weihnachtsfreude! Das Christkindlein selber soll sie euch bringen. Hat es diese doch selbst in den armen, kalten Stall von Bethlehem gebracht; es kann sie darum gewiß in die königliche Festung der Grafschaft Glatz bringen. — Friede und Freude hängen ja nicht an Ort Zeit, Friede und Freude hängen doch bloß von Menschenherzen ab.

"Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind", haben die Engel gesungen über dem Stalle von Bethlehem. Also bloß eines guten Willens braucht man zu sein und man hat den Frieden und die Weihnachtsfreude des Christkindes.

"Nun, wir sind wohl alle heute "eines guten Willens": ihr seid gestern meinem Zureden gefolgt und seid zur heiligen Beichte gegangen. Ja manche haben selbst mir das Herz eröffnet. Damit zeigt man ja, daß man eines guten Willens ist, wenn man sich durch eine gute Beichte nach Kräften mit dem lieben Gott aussöhnt. Ich glaube, ihr empfindet mit mir dieselbe selige Freude. Eine Ahnung hieß mich auch selbst einmal mein ganzes Leben genau durchsuchen und jedes Stäubchen, soweit nur möglich, aus den Herzensfalten blasen; ich habe eine kräftige Generalbeichte gemacht und der Lohn ist — der tiefste Friede. — Gewiß habt es auch ihr jeder so gut gemacht als er konnte, und das ist die Hauptsache.

"Das Christkind selbst kommt zu euch, eingehüllt in die weißen Windeln der Brotsgestalt. Jedes unserer Herzen wird zu einer Krippe von Bethlehem, drin das Christkind ruht. Gebe es uns allen doch seinen Frieden und seine Freude!

"Ja, kann denn die auch im Stockhaus wohnen, in Kerker und Banden? — Gewiß, war doch auch das Christkindlein schon gebunden, gebunden in die Windeln. Laßt uns dem Christkind zuliebe ganz gerne und ruhig gebunden sein in die Fesseln des Stockhauses. Laßt uns mit der Kommuniongnade des Christkindes zufrieden sein mit unserem Lose! Erleiden wir Verdientes, laßt es uns geduldig ertragen als schuldige Sühne! Erleiden wir Unverdientes, gedenken wir, was der Heiland hat erleiden müssen, der uns heute geboren worden ist! Und der war und blieb doch ganz unschuldig und hat sein Lebtag nichts angestellt!

"Eja, meine Freunde, laßt uns 'guten Willens' sein und bleiben, dazu gehört auch, daß wir zufrieden sind, wo immer und wie immer wir sein mögen!

"Das gebe er euch und mir durch die heilige Weihnachtskommunion, dann weiß ich, daß wir auch echte Weihnachtsfreude haben werden alle miteinander. Das Christkindlein in der heiligen Hostie helfe uns allen dazu jetzt und in Ewigkeit; Amen!"

Stramm riefen die Männer: "Vergelt's Gott!"

Wohl alle waren gerührt. Leopold Aster rannen die Tränen über die wachsgelben, gefurchteten Wangen. Und nun klingelte das Glöcklein, ertönten wieder die Gebetsworte des Pater Andreas und dann gingen alle zur heiligen Kommunion; auch Leopold Aster, der arme Geistliche.

Eine weihevolle Stimmung lag über der Schar der Sträflinge. Kirchenstill war es in der Kapelle. Faulhaber las seine zweite und dritte Weihnachtsmesse und alle blieben in leisem Gebete, bis er vom Altare ging.

*

Als Pater Andreas eine halbe Stunde später unter seine Stockhauskameraden trat, traf er alle in fröhlichster Stimmung.

Lachend riefen ihm einige entgegen: "Grüß Gott, Herr Sträflingspfarrer!" Und einer meinte: "Scheen ist es gewast, Herr Pater! Scheene Weihnachten haben wir heuer!"

Auch Leopold Aster, der sich sonst, wohl in Verschämtheit, meist ferngehalten hatte vom Pater Andreas, trat heute herzu und drückte ihm die Hand: "Ich danke dir, Konfrater. — Heute habe ich zum erstenmal wieder Frieden gefunden! Ich wünsche dir aber trotzdem, daß du endlich bald frei wirst. — Ich, wenn ich frei werde —?" Er zuckte die Schultern.

Pater Andreas hielt dessen Hand in einen Händen: "O, wird auch werden! Der Herrgott verläßt uns nicht, Leopold; ich denke immer, die Befreiung kommt noch viel schneller, als wir beide ahnen!"

"Utinam!" (Würde es doch) sagte der andere.

Und ein großer Weihnachtsfriede blieb unter den Sträflingen auch die folgenden Tage. Wie hatte sich dieses Haus gewandelt! — Es war etwas aus dem Herzen Pater Faulhabers in die Herzen aller übergegangen. — Und so geht es überall, wo ein wahrhaft gottseliger Priester unter die Menschen tritt.

*

Ob einen gleichen Weihnachtsfrieden auch General Fouqué erlebte? Ihm standen auch die Tage der Weihnachtswochen im Zeichen der Schlachten. Am 15. Dezember war er mit einzelnen Bataillonen von Glatz ausmarschiert und hatte am 17. Dezember das Kommando über das Ziethensche Korps übernommen. Seit der Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember war das Kriegsglück den Truppen des großen Friedrich wieder günstiger geworden. An vielen Orten mußten die Österreicher nach und nach weichen. Am 21. Dezember gewannen die Preußen auch Breslau wieder zurück. Auch Fouqué setzte mit dem Ziethenschen Korps den flüchtenden Feinden nach. Er marschierte bis vor Dandeshut, wo sich die feindliche Arrieregarde festgesetzt hatte. Am 22. Dezember gelang es ihm sie zu vertreiben und dabei mehrere Offiziere und dreihundert Mann gefangenzunehmen; die übrigen verfolgte er bis über die Landesgrenze. Er hatte jetzt ein Heer von 19 Bataillonen und 35 Eskadronen, seine nächste Aufgabe war nun wohl, das noch immer von Österreichern besetzte Schweidnitz zu blockieren.

Indessen kam ihm die Kunde, daß nun auch sein königlicher Herr in der Nähe sei und sich in Reichenbach oder Striegau befinde. Es drängte ihn diesem seine Huldigung zu Füßen zu legen, und sobald es nur die Unternehmungen erlaubten, eilte er zum König.

Es geschah dies am 29. Dezember, einem kaltklaren Dezembermittwoch. Friedrich II. traf er in Striegau.

Beide, der König sowohl wie der schneidige General, hatten die größte Freude, als sie sich nach so langen, bewegten Monaten wiedersahen. Denn schon seit vielen Jahren waren sie sich herzlich Freund. — Siebzehn Jahre alt, ein fescher, gewandter Franzose, war Fouqué ins preuzische Heer eingetreten (1715), war 1719 bereits Leutnant und 1729 Hauptmann geworden. Damals lernte ihn Friedrich II. kennen; der junge, von seinem harten Vater zurückgestoßene Kronprinz, an sich schon allem Französischen und Franzosen hold, gewann ihn besonders lieb, und zumal in Rheinsberg hielt er ihn meist in seiner Umgebung, und als der Kronprinz von seinem Vater in die Festung Küstrin gesperrt wurde, leistete auch Fouqué ihm Gesellschaft. Eine solche Liebe vergißt ein König nicht, ja darf sie nicht vergessen. — 1739 war Fouqué als Major vom preußischen in den dänischen Dienst übergetreten; doch als am 31. Mai 1740 Friedrich II. König geworden war, mußte er sofort zurück; Friedrich machte ihn gleich zum Obersten und zum Befehlshaber eines Regiments, das er in Potsdam errichten mußte, und als 1742 Stadt und Grafschaft Glatz erobert worden war, machte er seinen Freund Fouqué zu deren Kommandanten und Gouberneur und erhob ihn 1743 zum Generalmajor.

So war und blieb er einer der Vertrautesten des großen Fritz.

"Ah, *mon cher ami!"* begrüßte ihn der König, als er nach kurzer Anmeldung zu diesem ins Zimmer treten durfte.

Galant wollte Fouqué ja peinlichst die übliche Etikette einhalten, doch der König winkte ab und hieß ihn, sich sogleich in den Lehnsessel setzen, der neben dem König stand. Friedrich stützte das Kinn auf den Krückenstock, den er, wie fast immer, zwischen den Knien hatte, und sah dem General scharf ins Gesicht.

"Noch immer der Alte bist du, alter Freund. Nicht unterzukriegen! Und so ist's recht, so lieb' ich's von meinen Generälen! — Übrigens geht es schon wieder vorwärts. Breslau haben wir. Den Streich von Landeshut verdank' ich dir königlich und nun geht's auf Schweidnitz. Gleich übermorgen beginnst du die Blockade von Reichenbach aus!"

"Zu Befehl, Majestät!"

Auf dem Tische vor sich hatte der König Karten der Truppen sich angemerkt. Er überprüfte nochmals mit scharfen Augen die Aufstellungen und nickte; ein mit Spott durchmischtes Lächeln huschte über sein langes, faltenreiches Gesicht, dem der ständige Dreimaster auf dem Kopfe ein so eigenes Gepräge gab; geräuschvoll schnaubend nahm er eine Prise aus der goldenen Tabakdose und bot sie auch dem General, der mit graziöser Bewegung in dieselbe griff; beide schnupften und der König lachte: "Ja, ja, so wird's schon gehen. Na, wir werden die Österreicher schon wieder zwicken! Und jetzt erzähl'. — Haltet ihr es noch, Glatz, das alte Nest? Und was gibt es dort Neues?"

Fouqué begann einen sorgfältig abgewogenen, umständlichen, genauen Bericht über den Stand der Österreicher zu Neurode, Habelschwerdt, Mittenwalde, Warthapaß; über die Vorkehrungen, Bemühungen und was er selbst dagegen getan. Er schilderte genau die militärische Lage der Stadt und Garnison Glatz.

Der König nickte befriedigt.

Fouqué berichtete über die Haltung des Volkes

und besonders der Geistlichen.

Und dabei war das Gesicht des Königs schon finster geworden. Er unterbrach ihn:

“Mir ist jede Konfession wahrhaftig einerlei, meinetwegen mag man sich beschneiden lassen oder türkisch werden und sich einen Harem halten. Jeder mag selig werden nach seiner Fasson. Aber nun denke ich fast anders. Früher habe ich den Schlabrendorf ausgelacht mit seiner Katholikenfresserei, wenn er immer neue Maßregeln ausdachte. Aber die letzten Ereignisse geben ihm recht. Besonders den Geistlichen und Mönchen scheint man nicht trauen zu dürfen!”

Fouqué hörte es gerne. “O mein König, wenn man mitten drin ist und Tag für Tag mit solchen Leuten zu tun hat, da sieht man gar viel, und ich finde, mein Vater hat recht gehabt mit seinen Anschauungen!” Und er begann von den Vorgängen in Glatz zu erzählen und wie er zumal in einem Falle sich eigens die Wohlmeinung des Königs einholen möchte. Und damit berichtete er in seiner Art und Beleuchtung den Fall Faulhaber.

Friedrich kniff die Augen zusammen und hörte auf das gespannteste zu. Kurz und scharf tat er noch manche Kreuz- und Querfrage, die Fouqué aufs genaueste und so gut er es bei seiner Voreingenommenheit verstand, beantwortete. Und es war ihm eine geheime Genugtuung, daß auch der König offenkundig dem Fall eine ganz besondere Bedeutung beimaß.

Schließlich sagte der König: “Na, im Kriege heißt es rasch handeln. Da werden wir bald eine Entscheidung treffen.” Er rückte geräuschvoll den Sessel herum, wo seitwärts der Schreibtisch stand, ergriff ein kleines Billett, tauchte die gutgeschnittene, weißfahnige Kielfeder ein und schrieb rasch ein paar Zeilen hin, währenddessen Fouqué respektvoll schwieg.

“So. Punktum und Streusand drauf!” sagte der König, während er den blaukörnigen Sand darüberstreute, dann das Blättchen abklopfte und wortlos Fouqué überreichte.

Der General überflog es schnell und unverkennbare Überraschung, ja Schrecken zeigte sich in seinen scharfgeschnittenen Zügen.

Der König sprach: “Wie, du bist überrascht? — Aber ich habe nun genug erfahren!” und was sonst nicht seine Art war, er kam in förmliche Wut: “Das Spiel der Pfaffen ist mir zu arg! Das ganze Schlesien wimmelt von solchen Prozessen: fünf Jesuiten sind in Untersuchung, ein Dominikaner; alle Oberen der Breslauer Klöster habe ich einsperren lassen müssen, weil sie, wie es scheint, den nach Tausenden zählenden Deserteuren Unterschlupf gegeben haben. Keinem Kloster im ganzen Lande ist zu trauen, wie mir meine Minister sagen. Überall hofft man, daß ich der Wienerin unterliegen werde. Die Desertionen, besonders der katholischen Soldaten, nehmen zu. Ja, ja, die Minister haben recht, man muß Exempel statuiren! Eigene Richter habe ich mir von Berlin schicken lassen müssen. — Aber ganz das Höchste hat mir der Schaffgotsch angetan, der Bischof von Breslau. Was habe ich dem Menschen doch alles Gute erwiesen! Ich wollte noch nichts sagen, daß er, da die Österreicher Breslau eingenommen hatten, sich von Maria Theresia befehlen ließ, nach Johannesberg zu übersiedeln, aber daß er nun, auch nach unseren Erfolgen und nachdem wir Breslau wiedergewonnen, statt zurückzukehren, nur noch tiefer nach Österreich hineingewandert ist, ist doch nackter Verrat. Offenbar glaubt er auch trotz unserer Erfolge nicht an unseren Enderfolg und sucht sich ein weiches Plätzchen in den Schleppfalten der Königin von Ungarn! Haha! ein Bild zum Malen: Der Pfaff mit Inful und Stab hokkend auf der langen Samtschleppe der Wienerin!”

Der König lachte kurz auf über seinen Witz, auch Fouqué lächelte. Und wieder ernst werdend, sagte der König:

“Kurz, der Bote reitet!” Er nahm Fouqué das Billett aus der Hand und klopfte mit dem Krückstock schallend auf die Platte des Schreibtisches. Ein Lakai erschien.

“Rasch komm einer der bereitstehenden Kuriere aus dem Vorzimmer!”

Im Augenblick stand einer, stramm salutierend, vor dem König, gestiefelt und gespornt.

Friedrich hatte indessen das Billett mit anderen Schriftstücken in einen Umschlag getan und diesen mit Oblaten zugeklebt und gesiegelt und mit kurzer Anschrift versehen. Er übergab dies dem Kurier: “Allsogleich ist dies dem Kommandanten in Glatz zu überbringen. Heute noch muß es in seiner Hand sein!”

“Zu Befehl, Majestät!” Der Kurier salutierte und verließ sporenklirrend das Gemach.

“So, das wäre erledigt!” sagte der König, “und jetzt, *mon ami*, noch das Übrige was zu berichten ist! Und dann auf zum Pläsier! Zuerst das Geschäft und dann wollen wir es genießen, uns nach so langer Zeit wieder getroffen zu haben!”

Fouqué war überglücklich ob der Huld seines Königs. Rasch vollendete er, was er noch zu sagen hatte. Der König gab kurz seine Entscheidungen.

Dann genossen sie, nur unterbrochen von den einen oder anderen dringlichen Dingen, die Freude des Zusammenseins diesen und den folgenden Tag.

9. Die “Exekution”.

Schon am Abend desselben Mittwochs kam die königliche Stafette in Glatz an und übergab dem Kommandanten D'O den Brief des Königs. — Wie vom Donner gerührt war der Oberstleutnant. Was sollte er tun? Sollte er nicht umgehend mit dem Kurier einen neuen Bericht an den König schicken? Einem Gespenste gleich sah er den keuchenden, zuckenden Nentwich vor sich.

Und doch lähmte den Kommandanten auch wieder die Menschenfurcht: Fouqué wußte er beim König: den König selbst wußte er erbost auf die Katholiken; würde man ihm, dem Katholiken, verzeihen, wollte er im letzten Augenblick noch Einsprache erheben? Ohne Rast und Ruhe ging er auf und ab, auf und ab in seinem Gemache. — Der Kurier, der sich für ein, zwei Stunden in die Kantine begeben hatte, um sich zu stärken, kam zurück und trat breit und sporenklirrend und ganz im Be-

wußtsein seiner Würde als eines königlichen Kuriers ein; es war schier etwas Gönnerhaftes in seiner Stimme, da er sagte: “Herr Kommandant, habe ich Botschaften mitzunehmen an Se. Majestät? Meine Zeit ist um, der Weg nach Striegau ist weit und die Österreiche passen verflucht auf. Hahaha!”

D’O, der elegante Italiener, hatte sich erhoben, und sich auf die Tischkante stützend, sagte er, eine gewisse Unsicherheit in der Stimme: “War Majestät allein, als er Ihnen das Schreiben gab? Oder war auch unsere Exzellenz bei ihm?”

Verwundert schaute der baumlange, echt pommersche Grenadier dem kleinen Italiener ins Gesicht. Was hatte doch der windige Kommandant? Hatte er eine echt königliche Nase abgekriegt? Fast etwas Schadenfrohes klang aus seiner echt norddeutsch lauten Stimme, da er sprach: “Natürlich war Majestät nicht allein, sondern es saß der schneidige General bei ihm. Sie, ich sag’ Ihnen, die sind schon lange wie zwo Brüder; das weeß jede Regimentskatze! — Und die Sache, um die es sich handelt, lag dem König wohl sehr am Herzen, denn er schien mir aufgeregt, als er mir die Schreiben gab, was er sonst nicht zu sein pflegt. Auch hörte ich ihn fast schreien, bevor ich eintreten mußte!”

“Gut, gut”, sagte D’O und unterbrach den Redeschwall, der sonst wohl weitergeplätschert hätte; er setzte sich und schrieb eine Zeile kurzer Empfangsbestätigung, packte auch den schon bereitgehaltenen Bericht der Lage bei, siegelte und übergab das Paket dem Kurier.

“Glück auf den Rückritt!” sagte er noch lächelnd. Salutierend klirrte der Kurier hinaus.

Aufgeregt ging D’O wieder auf und ab. Nun war die Sache doch wohl entschieden. Was konnte er da noch machen? Es kam ihm zwar wie Reue an, daß er nicht am Vorabend des Christtages einen Boten an Fouqué geschickt hatte. Doch wer konnte einen so raschen Gang der Ereignisse erwarten? Und wer weiß, hätte es etwas genützt? Übrigens, was ging ihn dies alles an? War er der Richter? Er hatte doch gar keine richterliche Gewalt, alle war sie dem General vorbehalten. Der war der Richter, mochte er alle Verantwortung übernehmen; Er und der König! Diese deutschen Schädel dachten doch alle riesig kompliziert. Wer weiß, welch neue Beweise sie in Händen hatten zu so rascher Entscheidung. Die standen auf das Gerede des Nentwich wohl gar nicht an.

D’O wurde ruhiger. Er setzte sich, zog den Docht in der Lampe höher und blätterte in seinem Tagebuch, in dem er selbst Witterung und Temperatur zu verzeichnen pflegte. Mechanisch schrieb er ein paarWorte. Auch der Depesche des Königs erwähnte er und auch ein kritisches Wort über die Depesche entschlüpfte seiner Feder. Doch sorgfältig und erschrocken strich er es durch bis zur Unleserlichkeit.

Nun war er wieder unruhig geworden. Nein, er konnte es nicht aushalten. Er mußte mit anderen sich besprechen. Ein Blick auf die Uhr überzeugte ihn, daß es erst acht Uhr sei, so konnte er leicht noch einige Offiziere zusammenbekommen. Darum ging er hinaus und suchte selbst seine Ordonnanz.

In weniger als zehn Minuten waren fünf der Offiziere da, darunter auch v. Traubenthal und v. Chambaud. Ohne weitere Eröffnung übergab er ihnen das Schreiben: “Hier eine Depesche Sr. Majestät. Um sechs Uhr hat sie eine Geheimstafette gebracht.”

“Aah!” machten alle, da sie das Schreiben lasen. Und v. Traubenthal rief: “Da kenne ich wieder meinen König! Kurz, rasch und klar!”

“Und was sagen Sie dazu, v. Chambaud?” fragte D’O.

“Da ist wohl gar nichts zu sagen! Befehl ist Befehl, und der Befehl eines Königs schon gar!”

Also der redete auch so? Der hatte doch wohl auch des zu Tode geängstigten Nentwich Geständnis gehört. — Nach kurzem Sinnen sagte der Kommandant: “Gut, meine Herren! Veranlassen Sie das übrige!”

“Aber ganz im geheimen muß es geschehen, sonst wird das ganze papistische Glatz rebellisch. So ist meine Meinung”, rief v. Traubenthal.

“Ganz, wie es den Herren gutdünkt!” erklärte der Kommandant und entließ sie.

So hatte denn wieder Pilatus gesiegt im italienischen Söldner des Königs!

*

Ungefähr um dieselbe Stunde war es recht lebendig in der Gaststube beim “Goldenen Lamm”. Eine große Schar von Bürgern, Soldaten, Handwerkern und selbst Ortsfremden saß in losen Gruppen an den Tischen und plauderte und trank aus den Zinn- und Steinkrügen Bier oder Wein, und manche bliesen auch aus ihren Pfeifen einen dichten, weißlichblauen Rauch, daß bereits ein dichter Rauchschleier das Gemach erfüllte. Die Kerzen auf den Leuchtern flackerten.

Emsig ging die Wirtin hin und her und bediente die Gäste. Auch Arnesti, ihr hochaufgeschossener, schlanker, rotbackiger Lateinschüler, war da und half ihr. Hier war ihm wohler; allein fürchtete er sich fast, denn seit Nachmittag lag etwas Grausiges in der Luft. Auch die Wirtin hatte so allerlei gehört und sie suchte Sicheres zu erfahren.

Bald bei dem, bald bei dem anderen Tische fragte sie: “Haben die Herren auch den geheimen königlichen Kurier gesehen? So zwischen fünf und sechs Uhr, gerade beim Zudunkeln soll er gekommen sein.”

“Ja, ja, Gottschlichmutter”,rief der Henkel Paul, der feingliederig und feingesichtig war wie die Uhren, die er machte, “ich habe ihn selbst vorbeireiten sehen bei meiner Werkstäte, in der ich ja immer beim Fenster sitzen muß.”

“So ein Uhrenmensch hat’s halt gut, Gottlichmutter”, scherzte der Schmied Karle, ein Gerber, “der kann allezeit am Fenster sitzen und sieht alles, was draußen vorbeigeht. Das wär’ was für die Frauen, nich?”

Einige lachten. Der Fellmann aus der Böhmischen Gasse sagte: “Auch ich habe ihn gesehen, den strammen Grenadier. Reiter und Roß haben es gezeigt, daß sie vom König kamen, denn so was Stattliches hat’s sonst nich. — Und der König soll auch ganz in der Nähe sein, in Striegau oder Reichenbach.”

“Und unser Alte, der Fouqué bei ihm!” rief ein anderer.

"Pst! Pst!" machten einige und zwinkerten zur Vorsicht mahnend gegen die Soldaten hin, die am Nebentische saßen.

Doch der Rufer ließ nicht locker. "Na, was Gutes hat er sicher nicht ausgekocht beim König, unser Alter. Neugierig bin ich, was der Kurier gebracht hat. Na, morgen werden wir es ja sehen!"

Die Mahner mahnten noch stärker: Pst! Pst! Schindel sind am Dache!"

"I nu, das könnt ihr schon wissen, ihr Glatzer!" rief einer der Soldaten herüber, der Kanzleischreiber, mit dem die Gottschlichmutter schon neulich geredet hatte, "ein fein Stricklein hat er mitgebracht und dann wird einer gehangen!"

"Hab' auch schon so etwas läuten gehört!" meinte einer der Bürger.

Der Arnesti, der Knabe, schaute erschrocken und voll heimlichen Grausens auf. Die Wirtin rief: "Ach jämmerschnee! Ach jämmerschnee! So was Grauslichs! — Wen trifft es denn dann?"

"Wohl wieder einen Spion," meinte der Fellmann; "soll ja heut' einer aufgefangen worden sein!"

"Und ob?" rief der militärische Kanzlist, "feine Landsleute habt ihr! Ist doch der, den wir gefangen haben, niemand anderer als der Rentmeister von Frankenstein, der Hahn."

"Ach wo! Ach wo!" tat die Wirtin. Die Leute horchten auf.

"Feine Landsleute habt ihr", spöttelte der Soldat weiter, "wundert es euch da, wenn unser Alter, der schneidige Franzose, wie ein Säbel dreinfährt? — Und wie viele flüchten! Wahrhaftig, ein Säbel ist da zu gut, Stricke sind billiger, besonders für gemeine Spione wie den Frankensteiner."

Scheu drückte sich Arnesti, der feine Knabe, blaß geworden bis an die Lippen, an den Soldaten und fragte stockend: "Und wird der wirklich aufgehängt?"

"Ich glaub' schon", sagte der Soldat und zuckte gleichgültig die Achseln; "weißt, Junge, für so einen Strick taugt nur wieder ein Strick. Denn nichts Gemeineres wie so ein Spion, der um Geld Ehre und Gewissen und Vaterland und König verkauft! — Du weißt ja, Junge, wie vor acht Wochen so einer gefangen worden ist, den hat der österreichische General Jahnus geschickt. Kannst ihn heut' noch hängen sehen drunten am Wehr, wenn du willst! — Der wird sich freuen, wenn er morgen einen Kameraden kriegt! — Hahaha!"

Scheu und schaudernd drückte sich der Knabe in eine Ecke. Die anderen waren still geworden. Nur Henkel, der Uhrmacher, brach das Schweigen: "Aber, Herr Sergeant, ein bissel schnell scheint mir die Justiz: heut gefangen, morgen schon gehangen! Wer hat es denn bewiesen, daß der Rentmeister Hahn, den wir sonst alle als Ehrenmann kennen, jetzt plötzlich ein Spion ist?"

"Das läßt man ruhig unserem Alten, dem Fouqué, ihr Zivilisten", meinte etwas großschnautzig der Soldat, "unser Franzose hat Augen wie ein Luchs und der König wird auch wissen, was er tut!"

Nun wurde aber auch die Wirtin energisch, wie man es bei ihr sonst gar nicht gewohnt war: "Nanu, Herr Sergeant", meinte sie, "den König in allen Ehren, aber ob der General g'rad immer weiß, was er tut? Na nee, jämmerschnee! — Nach dem, was er dem Pater Wenzel getan hat, dem alten Minoritenpater, der doch ein geborener Baron v. Medrowsky gewesen ist! — Morgen ist sein Totengottesdienst und sein Begräbnis drunten in der Minoritenkirche. Gott hab' ihn selig!"

"Pst! Pst!" machten einige Leute.

"Ach was, ist mir alles ens!" sagte die Wirtin, "sollen sie mich meinetwegen auch einsperren. Aber ich kann die Gewissensverfolgung einmal nicht in die Seele hinein nicht leiden. Sie haben dem General doch nischt getan. — Oder, Herr Sergeant, hat ihm der alte Pater Wenzel was getan? Der hat bloß einen sterbenden Soldaten auf dem Totenbette bekehrt, und dafür hat ihn der General vierzehn Tage ins Stockhaus sperren lassen, jetzt im Winter, mit zwei Fasttagen bei Wasser und Brot. Sogar über Weihnachten hat er dort bleiben müssen. Und der alte Mann ist davon auch so erkrankt, daß er gestern gestorben ist. So war's für ihn eigentlich die Todesstrafe für die Bekehrung eines Sterbenden. Ist das auch gerecht. Herr Sergeant?"

(Fortsetzung folgt)

Heilige Nacht

Weihnachtsglocken, Friedensglocken
Welch ein wundervoller Klang!
In Palästen wie in Hütten
Tönt der wonnetraute Sang:
Stille Nacht, heilge Nacht.

Alle Jahre kehrt es wieder,
Dieses Fest der Christenheit;
Für die Kleinen, für die Großen,
Klingt es her in dieser Zeit:
Stille Nacht, heil'ge Nacht.

Stille Nacht, heil'ge Nacht.
Mög es allen Menschen bringen
Weihnachtsfrieden, bess're Zeit,
Heil und Gnade, Gottes Segen;
Froh erschall es weit und breit:

Möge nach den Lebenstagen
Sel'ge Weihnacht für uns nah'n,
Wo im gläubig frommen Schauen
Froh die Seele beten kann:
Stille Nacht, heil'ge Nacht.

Maria Poltiske, Vancouver, B. C.

Bursen für Priesterstudenten

Ein gottgesegnetes Weihnachtsfest und Neues Jahr 1959 wünschen wir allen unseren Freunden. Und unser herzlichstes "Gott vergelt's" für Opfer und Gebet. Wer noch die Januarnummer 1958 des Marienboten hat, möge einmal nachschauen, was wir im vergangenen Jahre für die Erziehung armer Priesterstudenten tun konnten. Bescheiden zwar ist die Summe, und doch erzählt sie uns, daß es noch fromme Herzen gibt, auch gütige Herzen, die besorgt sind um Gottes Werk auf Erden. Hoffnungsvoll schauen wir nun einem neuen Jahre entgegen. Wir wirken für Gott, Gott wird uns helfen.

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$934.50
Eine Leserin, Vancouver, B. C.	5.00
Mrs. Maria Binder, Langenburg, Sask.	2.00
Mrs. Carl Draude, Sr., Naicam, Sask.	3.00
	$944.50

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$7,197.01
Mrs. Anna Kratzer, Arbuthnot, Sask.	1.00
John Rist, Sr., Kendal, Sask.	3.00
Mr. and Mrs. J. Feser, Macklin, Sask.	5.00
John Gartner, Macklin, Sask.	5.00
Mrs. M. Kosolofski, Humboldt, Sask.	5.00
S. P. Ripplinger, Kendal, Sask.	3.00
Eine Leserin,	3.00
	$7,222.01

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,051.87
Henry Scherr, Peterson, Sask.	3.00
John Schauenberg, Sr., Verwood, Sask.	10.00
Leo Merz, Cranbrook, B. C.	1.00
Joseph, Brost, Macklin, Sask.	3.00
Frank Grad, Regina, Sask.	3.00
	$2,071.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

St. Wynfrid Auslandbücherstube
BEUHL / RHEIN
Beethovenstraße 14
Germany

Willa Cather, **Lucy Gayheart.** Roman. Aus dem Englischen von E. Schnack. 260 Seiten. Leinen ca. DM 10.80

Der Benziger-Verlag, der sich des Werkes der bedeutenden amerikanischen Schriftstellerin annimmt, legt mit diesem Buch den tragischen Roman eines jungen Mädchens vor, das in der Liebe zu einem älteren Mann einen Augenblick tiefsten Glücks und dann den Schmerz der endgültigen Trennung erlebt.

A. J. Cronin, **Die Schlüssel zum Königreich.** Roman. 416 Seiten. Leinen DM 9.80.

Die Sonderausgabe dieses Meisterwerkes des englischen Schriftstellers soll dem Roman den Weg zu neuen Lesern öffnen. Der Lebenslauf des schottischen Missonars mit der echten Herzensdemut, die am Ende doch über alle menschlichen Unzulänglichkeit siegt, zählt zu den besten Priesterromanen. ?

André Demedts, **Die Herren von Schoendaele.** Roman. Aus dem Flämischen von G. Hermanowski. Ca. 450 S. Leinen ca. DM 1480

Dieser Bauernroman aus Flandern hat eine unvergeßliche Hauptgestalt. Es ist der Bürgermeister und Gutsbesitzer von Schoendaele, ein Mann alten Stils, eine Herrschernatur. Sein Sohn gerät auf Abwege, erst im Enkel hofft der Alte seinen Nachfolger zu finden. Ein packender, großangelegter Familienroman.

Alfred Döblin, **Hamlet oder die lange Nacht nimmt ein Ende.** Roman. 512 S.Leinen DM 1980

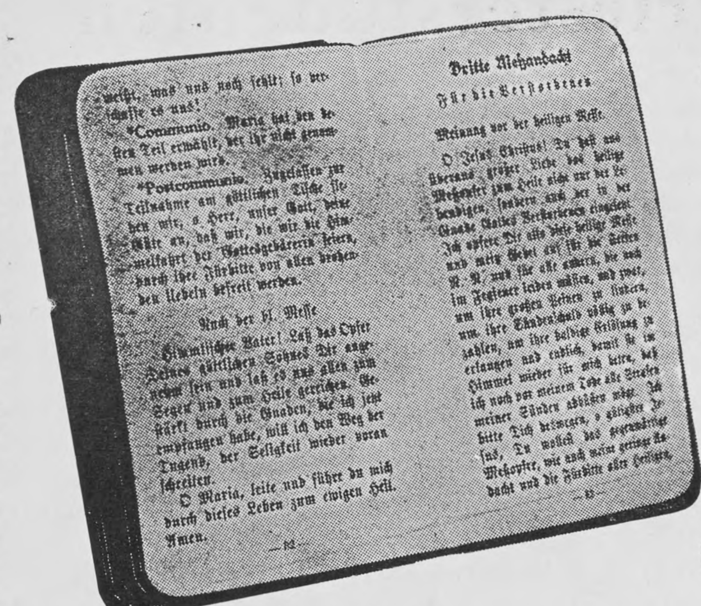
Der seit Jahren vollendete, nun kurz nach dem Tod des Verfassers erschienene Roman wurde Alfred Döblins Vermächtnis. Professor Walter Muschg schrieb darüber: ". . . ein Meisterwerk und darüber hinaus das erschütternde menschliche Zeugnis eines großen Dichters . . . ein Bild der heutigen Menschheit, gestaltet von einem Mitbetroffenen, der ihr Inferno durchwandert hat." Und Profeoor Minder, Paris: ". . . einer der großen Romane der Epoche." Dieses Buch verdient, daß man sich mit ihm beschäftigt.

Lawrence Earl, **Sturz in die Winternacht.** Ein arktischer Roman. 306 Seiten. Leinen DM 9.80

Sechs Menschen eines zum Landen gezwungenen Flugzeuges stehen vor der Bewährungsaufgabe, den arktischen Winter an der Küste von Labrador aus eigenen Kräften zu überstehen. Unvorstellbar schwer ist der Kampf gegen Hunger, Kälte und menschlichen Unzulänglichkeiten. Die Starken siegen und retten sogar die Schwächeren. Ein sauberes, tatsachenfestes, spannendes Buch!

William Faulkner, **Das Dorf.** Roman. Aus dem Amerikanischen von Helmut M. Braem und E. Kaiser. 416 Seiten. Leinen DM 24.00

Wiederum liegt ein Meisterwerk des amerikanischen Nobelpreisträgers in deutscher Übertragung vor. Hauptgestalt ist ein listiger, tatkräftiger Mann, Sohn eines Pferdediebes und Brandstifters. In kurzer Zeit verschafft er sich Einfluß auf das Leben im Dorf und spielt die ansässige Farmer-Aristokratie an die Wand. In diesem Buch tritt der abgründige Humor Faulkners besonders hervor.



weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

Dritte Meßandacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe

O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle anderen, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $2.00

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER

CAPITAL DRY CLEANERS

1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds — Suits Sponged and Pressed

Country Orders are given Special Attention.

Noonan, Embury, Heald and Molisky

Barristers, Solicitors and Notaries

401 Kerr Blk. Phone 4105

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

PHONE 7615 REGINA, SASK.

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

Corner 10th Ave. and St. John St.

SPEERS FUNERAL HOME LTD.

DIRECTORS OF FUNERAL SERVICE

LA 2-4433 — Telephone — LA 2-3232